Mädel im Kampf: Erlebnisse und Erzählungen.

Margarete Dargel, Hg. Nicht nur vom "Bund deutscher Mädel" (BdM) handelt dieses Buch, sondern auch von den Erlebnissen deutscher Mädchen schon vor der Zeit des Dritten Reiches - so z. B. von der Flucht vor den Russen in Ostpreußen 1914, oder von den Erfahrungen der Deutschen im Ausland, denen ihr Deutschtum zum Verhängnis wurde. Oftmals kann man nur ahnen, wo genau in den deutschen oder volksdeutschen Gebieten sich die geschilderten Ereignisse abspielten. Einsatz junger SA.-Helferinnen - im kommunistisch beherrschten Berlin? "Feuerwahl" - im Sudetenland? Manchmal lustig, manchmal traurig, oft besinnlich, immer aus der Kinder- oder Jugendperspektive nacherzählt, werden diese Einzelschicksale symbolhaft zum Erleben einer ganzen Generation.

Georg Kallmeyer Verlag, Wolfenbüttel und Berlin, © 1941. Aufnahmen von Gertraud Haupt.

Margarete Dargel, Hg.

Scriptorium dankt Herrn Adrian H. aus Deutschland
für seine großzügige Spende dieses Buches zwecks Digitalisierung auf unserer Netzseite!

1. Teil:
Mädel in der Kampfzeit

Beginn
Nacherzählt von Margarete Dargel

Es war eine schwere Zeit innerer und äußerer Schwierigkeiten. Wir Mädels stritten uns in den Schulen, im Elternhaus, im Betrieb und überall da, wo wir mit Menschen zusammenkamen. Wir lehnten uns gegen alles Bestehende auf und wußten doch nichts Besseres an dessen Stelle zu setzen.

Wir verschlangen alle Schriften, die wir in die Hände bekamen, kommunistische Hetzschriften, Parteiprogramme, und legten sie enttäuscht zur Seite.

Sie sagten uns nichts auf alle brennenden Fragen, stillten nicht die Sehnsucht, die wir als Jugend nun einmal in uns trugen. Wir wollten uns für etwas
[11]

einsetzen, etwas Großes, das nicht im Alltag war, sondern hoch über uns stand, das früher einmal Deutschland und Reich geheißen hat, oder Glaube an etwas, das wir nicht mehr kannten.

Dieses Etwas konnte aber nicht im Alltäglichen liegen, in Lohn, Besitz, in Posten oder was man uns Arbeitenden noch vorerzählte.

Über uns mußte es stehen.

So wie am Abend der Sternenhimmel, den wir be- [14] wundern, der uns hoch stimmt und uns doch niemals dienstbar wurde.

Ein paar HJ.-Jungen, die schon des öfteren, aber immer ohne Erfolg, den Versuch gemacht hatten, mich für die NSDAP. zu gewinnen, schenkten mir eine Eintrittskarte für den Sportpalast, wo Dr. Goebbels sprach. Ich ging hin, mehr aus Neugierde und in der festen Überzeugung, genau die gleiche Enttäuschung zu erleben wie bei den Versammlungen der Deutschnationalen, der SPD. und KPD.

Den Eindruck, den diese Kundgebung auf mich gemacht hat, werde ich niemals wiedergeben können. Eine große Einheit schienen die Tausende von Menschen. Jedem hätte ich die Hand geben mögen. Glaube an den Sieg der Idee Adolf Hitlers und der Wille, alles für die Zukunft unseres Volkes zu opfern, selbst das Leben, waren das feste Band, das einen mit dem anderen verband.

Dies mußte aus dem Bruderkampf und Haß der Parteien führen. Bedenkenlos war ich bereit, mich in die Bewegung des Volkes einzureihen.

Jetzt wußte ich, wofür ich kämpfen konnte.

Aber wie sollte ein Mädel da mitkämpfen?

Es gab eine NS.-Frauenschaft, für die war ich noch viel zu jung. Der NS.-Mädchenbund erschien mir nach [15] einmaligem Besuch auch nicht das Richtige. Es blieb mir also nur die Hitlerjugend.

Ich half den Jungens, soviel ich konnte. Schrieb Stunden um Stunden Adressen, zog an allen freien Sonntagen Flugblätter ab, die wir abends in die Häuser trugen. Die Gaugeschäftsstelle, die damals aus einem verwanzten Zimmer im vierten Stock bestand, hielt ich sauber und ordentlich. In den Versammlungen ging ich mit der klappernden Sammelbüchse durch die Sitzreihen und sammelte für den Kampfschatz der HJ.

Das alles erschien mir aber für die Dauer nicht ausreichend.

Ich suchte immer nach einer Organisation, die auch die Mädel einspannte in den Dienst der Bewegung, auf eine Art, die ihren Anlagen entsprach und sie auch ausnutzte.

"Ob es denn wirklich keine weibliche HJ. gab?" fragte ich immer wieder.

"Na, gründe doch eine!" meinten da die Jungens.

"Ich habe eine Schwester, die macht sicher mit."

"Meine auch."

"Du gehst doch zur Penne, da gibt es doch auch Mädel!"

Das war leicht gesagt. Wer sollte aber dann die Mädel führen?

Schon wußten die Jungen wieder Rat.

[16] "Die Mutter eines Jungen aus Friedenau ist prima, die kann das bestimmt. Die war sogar schon mal mit auf Fahrt!"

Eine Mutter? Mütter sind doch ängstlich und besorgt, und deshalb wohl kaum geeignet, Mädel zu führen, die durch dick und dünn gehen wollen.

Ich hatte die größten Bedenken.

Und doch, als ich dann eines Tages, es war im Mai 1930, mit zwei Schulkameradinnen zu Frau Pannwitz ging, sie um ihre Hilfe zu bitten, fanden wir bei ihr volles Verständnis und die gleiche Begeisterung, die uns trieb, alle Kraft für die Idee Adolf Hitlers einzusetzen.

Als wir vier uns die Hände zur Verpflichtung für den Bund der Mädel in der Hitlerjugend Berlins reichten, wußten wir nicht, was unsere Aufgabe sein würde, und wie sich der Bund gestalten würde. Nur eins waren wir: Bereit für jeden Dienst und stolz, mithelfen zu können im Kampf für das Dritte Reich. Keine Schule, kein Betrieb, kein Elternhaus sollte uns Hindernis sein.

Einsatzbereitschaft bis zum letzten Atemzuge wurde unser Leitwort.

[17]

Die Aufgabe
Nacherzählt von Margarete Dargel

Vormittags um elf klingelt das Telefon auf der Dienststelle: "Die Kommune plant einen Überfall auf Rosenbergs Haus. Er selbst ist anwesend, und wir brauchen eine Wache für ihn. Aber nicht mehr als fünf Mann. Sonst treibt uns die Polizei auseinander."

Den ganzen Tag lastete es schwer auf uns. Seit der vorigen Woche liegt einer unserer Kameraden mit einem Bauchschuß im Krankenhaus. Gestern haben sich elf Mann gegen eine Übermacht von Kommunisten nur noch in letzter Minute auf eine Straßenbahn retten können. Und heute nacht?

Aber den Tag über geht es noch. Da ist so viel Arbeit. Immerzu rasselt das Telefon. Erst nach sieben Uhr kommt man zur Besinnung. Wir beiden Mädel bleiben auf der Geschäftsstelle. Heute nacht könnten wir nicht schlafen gehen. Längst sind die SA.-Leute fort, zur Wache. Wir bleiben zurück und warten. Und dieses Warten ist ganz fürchterlich. Wir haben es schon so oft gemacht, und es bleibt immer gleich unerträglich. Erst sitzt man in der Geschäftsstelle herum, dann sucht man sich irgendeine Beschäftigung und tut doch nichts Rechtes und lauscht immer gespannt nach dem Telefon hin.

[18] So rinnen die Minuten. In Gedanken sind wir bei den Kameraden da draußen, und beide packt uns ein ohnmächtiges Gefühl. Mitarbeiten und sorgen dürfen wir, aber wenn es heißt, in wirklicher Gefahr seinen Mann stehen, dann bleibt uns nichts als untätiges Warten. In uns beiden ist jetzt ein unwilliges Gefühl des Überflüssigseins, und Erna gibt dem Ausdruck:

"Ob wir hier hocken oder nicht, es ist ja ganz belanglos. Was können wir schon tun? Was wollen wir überhaupt in der NSDAP."

Da - auf der Straße erhebt sich ein lautes Geschrei. Ein verhetzter Arbeiter brüllt einem SA.-Kameraden irgend etwas nach, die gerade die Treppe heraufkommen. Es ist die zweite Wache, die bald durch das Telefon zur Ablösung gerufen wird. Danach sitzen wir

wieder allein. Wieder sinken alle Dinge um uns herum in dieses wartende Schweigen, das auch uns gefangenhält. Aber Ernas Frage hat noch keine Antwort erhalten, obwohl wir beide fühlen, daß sie falsch war.

In diese Stille hinein wird plötzlich die Haustür aufgerissen, hinein donnert das Gebrüll von Arbeitern. Entsetzt springen wir auf, sie scheinen hinter unseren SA.-Männern her zu sein. Aber da dröhnt schon das Trommeln der Fäuste auf der zugeschlagenen Tür. Ein Schlüssel wird im Schloß umgedreht.

Unsere Leute sind in Sicherheit!

[19] Langsam kommen sie die Treppen herauf. Sie setzen Schritt vor Schritt, behutsam, wie in einem Rhythmus.

Eine furchtbare Angst packt uns. Sie müssen einen Verwundeten tragen. Schnell stellen wir unsere sechs Stühle je zwei zueinander in einer Reihe auf, legen auf die entstandene Bank unsere Mäntel und stellen die Waschschüssel voll sauberen Wassers bereit.

Stumm nicken die SA.-Männer uns zu, als sie ihren Kameraden hineintragen und auf die Stühle legen. Er ist ohnmächtig, und das Blut rinnt ihm aus dem Hals. Einen Arzt können wir nicht holen, da die Kommune auf der anderen Straßenseite steht und wartet, weil sie wissen, daß wir einen Verwundeten haben.

So müssen wir Mädel das anwenden, was wir im Sanitätslehrgang im Krankenhaus gelernt haben.

Es ist unsere erste Probe.

Vorsichtig legen wir den Kopf des Verwundeten hoch, und während eine die kalten Umschläge auf der Stirn wechselt, versucht die andere vorsichtig nach der Wunde zu suchen. Die Kameraden helfen ihr dabei. Sie schneiden das Hemd auf, bis sie die Stichwunde unter dem Schlüsselbein sehen. Wir binden die Wunde fest ab, so daß endlich das Blut aufhört zu fließen.

Inzwischen haben sie, nach vielen vergeblichen Anrufen, einen Arzt gefunden, der sich entschließt, trotz Gefahr, in das Nazibüro zu kommen.

[20] Aber bis dahin vergeht noch Stunde um Stunde. Unser Verwundeter stöhnt ab und zu, ist aber noch nicht erwacht, und wir fühlen, wie sein Puls jagt.

Kein Wort fällt mehr im Zimmer. Nur von Zeit zu Zeit hallt ein Schritt vom Fenster zum Zimmer, wenn wieder einer Ausschau gehalten hat. Der setzt sich danach still zu den anderen auf die Erde, die alle den Blick auf den Kranken gerichtet haben und unser Hantieren verfolgen.

Der Tag steigt schon grau in das Zimmer, als die Kameraden den Arzt hereinlassen. Wir reichen ihm alles Nötige nach seiner Weisung zu. Als er geht, sagen die Kameraden ihm den Dank.

Doch den wehrt er ab und verweist sie an uns:

"Sagt dort euren Dank. Es war die Schlagader getroffen, und eure Mädel haben ihn vor

dem Verbluten gerettet."
Da hatten auch wir eine Antwort auf die Frage dieser Nacht.

Einsatz
Vom BDM. Berlin

Wir, BDM.-Gruppe Moabit, zwölf Mädel stark, hatten unsere Zelte am Ufer des Zechsees aufgespannt. Nicht ganz ungefährlich war es damals für "Hitlermädel", auf Zeltfahrt zu gehen. Auch wir hatten am Vormittag schon einen häßlichen Zusammenstoß mit der Kommunistischen Jugend-Internationale gehabt, die drüben auf der anderen Seite des Sees lagen. Als wir an ihren Lagerplatz vorbeigingen, von dem wir zuerst nicht ahnten, wem er gehöre, riefen sie uns schmutzige und gehässige Worte nach. Obwohl uns Erwiderungen auf der Zunge brannten, waren wir ruhig weitergegangen. Da hatten sie uns einen Hagel von Erdklumpen, Kartoffeln usw. nachgeschickt. Jetzt, da die Dunkelheit ganz hereingebrochen war, konnten wir sie wohl schon erwarten. Doch ruhig trafen wir unsere Vorbereitungen zur Nacht. Die Wachen über je zwei Stunden wurden verteilt. Vor allen Dingen mußte unser Wimpel geschützt sein, der stolz vom First des Zeltes flatterte. Abnehmen und verbergen wollten wir ihn nicht, das wäre feige gewesen, aber wir verfolgten das Feuer vor dem Zelteingang und hielten es so niedrig, daß die Wache [22] nicht durch seinen Schein geblendet wurde. Da wir sowieso nicht im Zelt schlafen wollten, in dem sich die Hitze des Tages gefangen hatte, schafften wir alle unsere Sachen in das Innere des Zeltes und knöpften es fest zu. Wir packten uns mit unseren Schlafsäcken und Decken in einem Halbkreis rund um das Zelt und das Feuer.

Ich wachte in der Nacht auf und sah ein Mädel der Wache vor mir stehen, das mit erregter Stimme flüsterte, es seien zwei Mädel von der KJI. da, die um Hilfe bäten, der Wald drüben habe Feuer gefangen...

Ich sah auf die Uhr. Als wir uns auf den Weg machten, war es halb eins. Acht Mädel waren wir und trugen unsere beiden Handspaten und Kochgeschirre, geführt von den beiden KJI.-Mädeln, die zwar erleichtert waren, daß wir mitgingen, aber doch feindselig schwiegen. Auch wir hatten keine Lust zu reden. Ich dachte an die beiden Mädel, die wir an unserem Lagerplatz zurückgelassen hatten, und rechnete im stillen aus, wann die beiden anderen, die wir zur Herbeiholung der Feuerwehr fortgeschickt hatten, wohl das Dorf, das eine Stunde weit entfernt lag, erreicht haben könnten.

Als wir anlangten, stand tatsächlich eine Fläche von fünf Meter im geviert einer kniehohen Kiefernschonung in Flammen, die von drei Seiten von alten, hohen Kiefern umgeben war. Obwohl wir alle ahnten, daß der [23] Brand durch die Schuld der KJI. entstanden war, wechselten wir kein Wort, sondern lieferten schweigend unsere Spaten an die Jungen der KJI. aus. Sie waren schon dabei, durch aufgeworfene Erde die Flammen zu ersticken. Wir bildeten ebenso schweigend, willkürlich vermischt mit den anderen Jungen und Mädeln der KJI. eine lange Kette von der Brandstelle bis hinunter zum See, die unermüdlich Kochgeschirr für Kochgeschirr mit Wasser hinaufreichte. Was wir vorausgesehen hatten, traf ein:

Die kleine Feuerwehr rückt erst an, als die Sonne über dem Walde aufstieg und die Gefahr beseitigt war. Heiß und müde rückten wir dann ab und überließen die Verhandlungen wegen der Brandursache der KJI. Mochten sie dem Feuerwehrhauptmann erzählen, was sie wollten. Uns war die Hauptsache, daß der Wald gerettet war.

Zum nächsten Heimabend meldeten sich dann zwei Mädel der KJI. bei uns an, die Hand

in Hand in jener Nacht mit uns Wasser getragen hatten, und baten um Aufnahme in den Bund Deutscher Mädel.

Angst durften wir nicht haben
Nacherzählt von Margarete Dargel

Es war am 9. November 1931.

"Die Feier findet in der Waldschenke statt!" hatte gestern der SA.-Führer angesagt. "Der Fahrweg darf nicht zum Hinweg benutzt werden, da unsere Gegner Posten stellen werden."

Um sieben sollte es beginnen. Jetzt war es fünf Uhr und schon stockdunkel. Daß wir drei Mädel nicht fehlen durften, war uns selbstverständlich. Doch schon bei hellem Tage fanden wir den Weg kaum durch den Wald. Wie sollte es nun werden?

Und als wir die dunklen Tannen vor uns stehen sahen, mußten wir zugeben, daß wir eigentlich auch Angst hatten.

Dazu fing jetzt noch ein langsamer Regen an, daß es ganz schaurig durch den Wald rauschte. Wir zögerten alle, bevor wir unter die ersten Tannen traten, schämten uns dann und gingen schneller zu.

Wie schreckten wir anfangs zusammen, wenn wir auf einen trockenen Ast traten, ein Vogel aufflog oder ein Tannenzapfen durch die Zweige zu Boden fiel. Wir sprachen nichts, hörten nur unsere Schritte und den [25] Regen, und am lautesten unser Herz schlagen. Die anderen Mädel saßen jetzt alle zu Hause um die Lampe oder am Ofen, der schon warm ist. Nachher schämten wir uns über dieses Auskneifen in Gedanken und wurden auch ruhiger, als wir uns an den Wald gewöhnt hatten. Wir sahen dann gar nicht mehr ängstlich auf die kleinen Tannen, die am Anfang aussahen wie geduckte Menschen. Daß es viele Baumstämme gab aus vielerlei Gestalt, hatten wir auch schon erfahren.

Gesprochen haben wir aber lieber doch nicht.

Eigentlich war es wunderschön im Walde, wenn nicht die Unruhe gewesen wäre, ob wir die Schenke finden, da wir immer noch kein Licht sahen. Es wollte immer nicht kommen, und ich wagte das erste Wort.

Halt! rief es da hinter uns.

Mit einem Sprung standen wir an einem Baum und zitterten noch, als der Absperrdienst uns den Weg für die letzten zweihundert Meter wies, da im Haus alle Fenster verdunkelt waren.

Als wir in den kleinen Raum traten, waren wir ganz geblendet von dem Licht. Wir setzten uns gegenüber vom Führerbild, das unseren selbstgeflochtenen Tannenkranz trug, und vor dem sechzehn Kerzen unruhig brannten, und sahen auf die beiden Fahnen.

Noch niemals waren wir so wach gewesen wie an diesem Abend. Jedes Wort begriffen wir zuinnerst und [26] leisteten voll von Überzeugung den Eid, immer treu und nimmer zaghaft zu sein.

"Hört ihr die Trommel schlagen?
Sie ruft euch allzumal...
Vorbei das bange Zagen."
war unser Schlußlied.

Als wir alle gemeinsam den breiten Waldweg heimgingen, wußten wir, daß wir den Weg zum Führer immer finden und ihm immer folgen würden.

(Ostpreußen.)

Ein schöner Sommerabend. Die Dämmerung sinkt bereits herab, stiller wird es in den Straßen. Da wird es auf dem Hof des Jugendheimes lebendig. Hitlermädels finden sich zum Volkstanz zusammen. Aber die Stimmung ist nicht so fröhlich wie sonst. Gruppen bilden sich, es wird erregt gesprochen.

"Heute ist mein Bruder verhaftet worden!"

"Ja, und andere auch noch!"

"Zweiundzwanzig der besten SA.-Leute müssen untätig sitzen hinter Gefängnismauern!"

"Jetzt ist sogar verboten worden, aus dem Fenster eines Parteigenossen die Gefangenen beim Rundgang zu grüßen. Dafür weht ihnen jetzt dort die Hakenkreuzfahne!"

[27] Die Stimmung zum Tanzen ist vorbei. Ein großer Kreis schließt sich um die Eiche, und trotzige Kampf- und Vaterlandslieder klingen auf. Zuhörer - Zaungäste - finden sich ein und spenden Beifall. Da fällt das Wort:

"Ob wohl unsere Gefangenen die Lieder hören können?"

Der Abend klingt aus mit einem Sieg Heil auf den Führer des kommenden Deutschlands, er wird aller Schmach ein Ende bereiten.

Der Heimweg führt über den Domplatz. Da liegt das Gefängnis düster und groß, das täglich tapfere deutsche Kämpfer in seinem trostlosen Innern verschwinden läßt. - Sie sollen wissen, daß wir an sie denken und ihnen Freude bringen möchten in die Haft erzwungener Untätigkeit! Wir stellen uns hin und singen ein Lied von treuer Kameradschaft und der Hoffnung der Millionen. - Da - ein Echo? Nein! Eine Antwort aus den Kerkern, das Lied ist gehört worden. "Deutschland erwache!"

Dumpf und hohl klingt es heraus - erschütternd. - Dann ruft die kalte Vernunft uns in die Wirklichkeit zurück. Es ist doch noch Burgfrieden, wer weiß, ob dies erlaubt ist? Vielleicht straft man morgen die Gefangenen dafür.

Langsam zerstreut sich die Gruppe. Hie und da bleiben [28] noch einige stehen und sprechen miteinander, die Herzen übervoll von dem soeben Erlebten, die Gefangenen gegrüßt und Antwort erhalten zu haben.

(Erzählt vom BDM., Stendal.)

[24]

Ich war Blumenmädchen in Spandau.

Mit vierzehn Jahren ging ich zu den Versammlungen der Partei und habe jede freie Stunde in ihren Dienst gestellt. Oftmals mußten wir Lehrmädels abends Kränze binden, wenn gerade einer unserer Führer sprach. Dann wollte die Arbeit gar nicht von der Hand gehen. Und ungeduldig liefen wir dann noch spät am Abend zu Bekannten, um zu erfahren, wie es gewesen war, ob wir Erfolg gehabt hatten.

Dafür halfen wir unseren SA.-Männern an jedem Sonntag. Um fünf Uhr standen wir auf, schnitten all die vielen Brote, die wir von gespendetem Geld gekauft hatten, und machten sie zurecht. Um sieben Uhr hielt dann der Lastwagen vor unserem kleinen Fenster, und wir reichten froh unseren Korb herauf, der wohl auslangen mußte zur Propagandafahrt.

Wieder einmal war ein Versammlungsabend zu Ende. Ich ging auf die andere Seite hinüber, um mein Rad loszuschließen und den Hakenkreuzwimpel anzuknüpfen, als einer jener Lümmel, die immer vor unserem Versammlungslokal lauerten, vor mir stand.

[29] "Laß den Fetzen da herunter!" sagte er gehässig und stellte sich vor mein Rad. Ich kümmerte mich nicht darum und befestigte das andere Ende der Schnur an der Lenkstange.

"Du!" brüllte er nun, und andere seiner Gesinnungsgenossen kamen dazu. "Ich kann dir nur raten, nimm den Fetzen ab."

Einen Augenblick stand ich unschlüssig. Sollte ich meinen Wimpel abnehmen? Doch ich sah ein, daß ich als Mädchen nichts ausrichten konnte. Die würden mich doch vom Rad reißen und meinen Wimpel fortnehmen, den ich nun schon ein Jahr trug.

Es fiel mir schwer, ihn wieder abzunehmen. Unter unglaublichen Schmähworten, die mir das Rot ins Gesicht trieben und die Horde in tobendes Gelächter brachten, knüpfte ich den Wimpel wieder los, führte mein Rad und ging an ihnen vorbei, die mir voller Hohn eine Ehrengasse gemacht hatten.

Ich kam mir dabei unsagbar feige vor.

Den Wimpel hatte ich auf Gebot der Kommunisten weggesteckt und ihn nun für alle Zeiten entweiht. Und ich hatte doch immer mitgesungen von der Fahne, die uns mehr als das Leben bedeutete. Davon mußten diese Brüder jetzt wahrhaftig überzeugt sein!

Ich hatte den Führer und die Fahne verraten!

Entschlossen hielt ich an. Zehn Meter davon standen [30] die Kommunisten und schrien mir nach. Da nahm ich meinen Wimpel aus der Tasche, diesmal ganz ruhig, und machte ihn wieder fest. Erst waren sie sprachlos, dann stand einer von ihnen mit wenigen langen Schritten vor mir, griff an meinen Kragen und riß ihn ab mitsamt meinem Parteiabzeichen.

Ich faßte meine Lenkstange, trat dem Burschen heftig in den Leib, sprang auf mein Rad und entkam.

Und mein Wimpel flatterte weiter.
(Berlin.)

Schulmädel kämpfen
Von Inge Klamroth

"Du bist also doch bei den Nazis!"

Triumphierend hielt meine Klassengefährtin einen Zettel hoch, der aus meinem Heft gefallen war. Ein Werbeblatt war es für den NS.-Schülerbund.

"Du kannst es behalten und es dir durchlesen, wenn du magst", sagte ich ruhig, "hast es sowieso bekommen sollen."

"Politik ist Unsinn! Das interessiert mich nicht, - und außerdem ist es verboten!"

So war die Stellung aller Mädel. Unmöglich schien es, sie für uns zu werben. Sie steckten ganz tief drin in Kleinmädchensorgen, Schulbetrieb und Bürgerlichkeit. Bis dahin hatten wir drei, die eine ganz kleine "Schulgruppe" bildeten, uns zurückgehalten, - jetzt wollten wir aber endlich diese verschlafene Gesellschaft aufrütteln. "Nur nichts tun, was verboten ist!" Lieber meldete man die "Sünder" beim Direx an, das gab ein Lob extra.

Der "Verfassungstag" nahte.

Da planten wir unsern Angriff.

Es war gegen alle Schuldisziplin, - aber er sollte [32] frische Luft unter die Mädel bringen. Den vierten Vers, der dem Deutschlandliede damals angehängt war, kannten wir alle und sangen ihn bei jeder Gelegenheit - nur nicht bei Staatsfeiern. Da war er verboten. Nun gingen wir in alle Klassen, verteilten unsere Vertrauensleute durch die ganze Aula. Und als wir zum Deutschlandliede einsetzten, sangen wir alle Verse, und ganz stark klang der vierte auf: "Deutschland, Deutschland über alles, und im Unglück nun erst recht." Sie sangen alle mit, die ganze Schule. Wir hatten sie einfach mitgerissen.

Der Direx springt vor.

Brüllt uns sein "Halt Halt, aufhören" zu.

Ein paar werden wirklich still. Die anderen singen weiter bis zum Schluß.

Was tut es uns, daß wir in der Klasse ein gewaltiges Donnerwetter bekommen, daß man uns alles mögliche androht. Die Gemüter sind aufgeweckt, überall heißt es "Warum?"

Jetzt können wir werben und reden.

Eine und die andere begreift, das ist nicht Politik bei uns wie im Reichstag oder sonstwo, das ist Einsetzen für Deutschland, das ist Kampf für Deutschland.

Einige Wochen später wurde das Verbot des NSS. noch einmal verkündet. Gleichzeitig strengste Untersuchungen etwa schon bestehender Gruppen angekündigt. [33] Das erschwert das Arbeiten maßlos. Einige verlassen uns wieder, nur eine ganz kleine treue Schar bleibt. Unser Heim liegt weit aus der Stadt. Ein unergründlich tiefer Landweg führt

dahin, bis zu den Knöcheln waten wir im Schlamm. Als man uns doch entdeckt, müssen wir ausziehen.

Nun haben wir jeden Mittwoch "Kränzchen".

Das kleine Führerbild und das winzige selbstgenähte Hakenkreuzfähnchen, das damals in unserem Heim hing, haben mich seither überallhin begleitet. Sie waren unser Heiligtum, das geliebte Zeichen, das uns mit der großen Bewegung äußerlich verband. Das Bild hatte zwei Seiten. Auf der anderen war irgendeine hübsche Landschaft. Wir mußten überall vorsichtig sein. Und eines Tages stand auch wirklich eine Lehrerin dort vor mir. Wir wußten, daß sie unsere erbittertste Gegnerin war, Staatsparteirednerin und Abgeordnete. Sie wollte "mich mal besuchen". Und beiläufig heißt es dann auf einmal: "Ihre Leistungen in Mathematik sind schlechter geworden."

Ich nicke, das stimmt, eine lange Versäumnis war noch nicht wieder eingeholt.

"Sie haben Nazis in Ihrer Klasse!" ist ihr nächster Satz.

Ich sehe sie abwartend an, innerlich zitternd. Was wollte sie?

[34] "Nennen Sie mir die Namen, ich melde Sie dann nicht - ich werde für gute Zensuren sorgen!"

War das möglich?

Meine fassungslose Empörung läßt mich keine Antwort finden. Dann, schließlich brachte ich nur ein "Niemals!" heraus.

Nun setzte ein erbitterter Kampf ein.

Wir mußten täglich auf Revisionen der Schultaschen rechnen. Jedes Zusammenreden und Zusammenstehen wird beargwöhnt. In den Klassen ist ein widerlicher Geist, überall hocken Spitzel und Aufpasser. Einen Vertrauten haben wir im Kollegium. Der warnt uns, und ohne diesen Lehrer wären wir wohl damals alle von der Schule geflogen. Nun kann man uns nie entdecken. Im Chemieschrank wohlverwahrt liegen bei Revisionen etwa doch mitgebrachte "belastende" Schriften. Flugblätter sind durch die ganze Schule verstreut, Zettel kleben überall. Nie kriegt man uns.

Dann bekomme ich die Bezirksführung.

Nun muß noch vorsichtiger gearbeitet werden. Wir werben in den Dörfern. Überall entstehen kleine Einheiten. In der Zeitung stehen Berichte darüber. Wir bringen Gedichte und Werbeaufsätze hinein. Sie sind alle mit falschem Namen gezeichnet. Nur wenige im Bezirke wissen, wer wirklich dahintersteckt. Und auch [35] die Lehrerschaft zerbricht sich vergeblich den Kopf über diese BDM.-Führerin, von der sie nur den Namen, nichts weiter kennt.

Niemand kommt darauf, daß diese "artige" Obersekundanerin dahintersteckt.

Unsere Schulgruppe wächst langsam. Ein mächtiger Ehrgeiz hat uns gepackt. Wir wollen keine Möglichkeit zu Tadeln oder zu berechtigten Vorwürfen geben. Wir müssen lernen, wir wollen lernen. - Nicht für die Lehrer, für uns, für die Bewegung.

Ende 1932 hat die Schulleitung genügend Material. Sie läßt sich über die tatsächliche Mitgliedschaft ihrer Schüler in der HJ. nicht mehr täuschen. Verhöre fangen an. Die Lage wird ernst. Wir sitzen eines Nachmittags zusammen. Was soll werden, wenn wir das Konsilium kriegen? Der Gedanke an die Eltern ist schlimm. Plötzlich kommt einer hereingestürzt, schwenkt ein Zeitungsblatt:

"Die Mitgliedschaft in der HJ. ist gestattet!"

Am nächsten Tag melden in allen Klassen die Mädel, daß sie Mitglied des BDM. sind. Das heißt, sie sollten es melden, aber hier schieden sich zum letztenmal die Geister. "Wenn das nun schlechte Zensuren gibt" oder Benachteiligungen seitens der uns auch weiterhin gegnerischen Lehrer. In meiner Klasse sind wir drei. Lotte will sich nicht melden.

[36] "Noch nicht, nein, noch nicht, erst sollen die Zeugnisse vorbei sein."

Alles Reden ist umsonst. Solange sie diese direkte Gefahr für sich nicht sah, hatten wir nie an ihr gezweifelt. Jetzt versagte sie. Wir anderen meldeten uns. Unsagbar stolz, daß wir es sagen konnten, bereit, alle Anfeindungen zu tragen, die nun auch prompt eintraten.

Zwei Monate später, am 30. Januar 1933, waren wir die "Lieblingsschüler".

Wir schließen den Kreis fester
Von Inge Klamroth

Bitterkalt war es, als wir uns zu diesem ersten richtigen "Schulungslager" trafen. Zwölf Führerinnen waren gekommen. Wir kannten uns schon gut von Tagungen und Treffen und hatten immer stärker gefühlt, daß wir einmal mehr Zeit brauchten, um unsre Arbeit zu besprechen und Fragen zu klären. Entstanden waren die BDM.-Gruppen bei uns fast überall als "Anhängsel der Jungens", wie wir es nannten. Ihre ganze "Arbeit" war Strümpfestricken und Wahlhilfe gewesen. Je größer aber diese Gruppen wurden, je mehr wuchsen auch die Aufgaben, und dafür mußten wir jetzt gründlich etwas lernen.

Das Programm dieses Lagers bestand in der Hauptsache aus Vorträgen über die wichtigen politischen Sätze jener Zeit.

Daneben brachten wir uns Lieder und Volkstänze bei.

Ein feiner Geist steckte in diesen Mädeln. Es war das Lager, in dem mit dem größten Ernst gearbeitet wurde, - nie wieder erlebte ich das so stark. Wir waren verboten gewesen, wurden überall angefeindet. Sich zu [38] uns bekennen hieß sich in Gegensatz zu seiner gesamten Umgebung in Schule, Beruf, Familie setzen.

Die Mädel taten es doch. Wenn wir abends zusammensaßen und erzählten, wenn wir sangen oder ich vorlas, - in allem steckte ein großer Ernst und eine große Bereitschaft. Maßlos dunkel war jene Zeit, die Novemberwahlen hatten der Partei keinen Erfolg gebracht, jeder feindete uns an, alle prophezeiten uns Untergang und Erliegen. Und dumpfe Sorge lastete auf uns allen. Unwillkürlich rückten wir fester zusammen, gaben einander Halt, bewiesen immer wieder Mut und Hoffnung.

Am letzten Abend standen wir ums Feuer.

Eisiger Wintersturm jagte über den See zu unserer Höhe hinauf.

Die Kälte stach und schmerzte, finstere, sternlose Winternacht war um uns.
Da schlossen wir den Kreis.

Ein Geloben lag in dieser Stunde und ein tiefer Ernst: "Wenn alle untreu werden - ".

Wir sahen sie vor uns, die Schlafenden und Laschen, die Feigen und die Verräter, die unser Reich verkauften, die Not und Elend verschuldet hatten, denen Ehre, Treue, Opfer lächerliche Dinge waren.

" - so bleiben wir doch treu!"

Der Sturm riß uns die Worte vom Munde, fuhr uns an, wollte uns umreißen.

[39] Wir stemmten uns dagegen, standen fest. Die Funken sprühten in die dunkle Nacht, ließen leuchtende Bahnen hinter sich.

Wir schlossen den Kreis fester -

" - wollen predigen und sprechen vom heil'gen Deutschen Reich!"

Ein neues Jahr brach an. Dunkel und kalt. Und brachte uns doch den Sieg.

(37]

Wir hatten strengstes Verbot
Von Inge Klamroth

Im April sprach der Führer zuerst bei uns, in Lyck. Der Tag lag in der Schulzeit; wir hatten strengstes Verbot, hinzufahren. Die Jungens wollten aber trotzdem hin, und ich auch. Es wurde beschlossen, sie sollten bis zur nächsten Station laufen und dort in den Zug einsteigen, ich wollte gleich von L. aus fahren. Eine Kameradin brachte mich zur Bahn. Im letzten Augenblick entdeckten wir eine Lehrerin, die etwas verborgen hinter einer Tür steht und offensichtlich "aufpaßt". Was nun, umkehren? Fünf Minuten vor dem Sonderzug geht der fahrplanmäßige Zug. Kurz entschlossen löse ich die Karte dafür. Und als die Dame mich anhält und mit saurem Lächeln nach dem "Wohin" fragte, zeige ich die Fahrkarte nach "L.", das auf der Strecke nach Lyck liegt und wo meine Eltern wohnen.

"Aach - -."

"Ja, ich besuche meine Eltern!"

"Heute noch, bloß zum Abend?"

"Ach doch, ich konnte nicht früher fort!"

Da läßt sie mich ziehen.

Als wir in Lyck ankommen, ist es dunkel. Menschen [41] strömen durch die Straßen, Musiktakte klingen auf - wir gehen einem fernen Brausen entgegen. Viele tausend Menschen warten auf den Führer. Sie stehen dichtgedrängt, wir mitten dazwischen, sind

bald in den brausenden Menschenmauern eingepreßt.

Urplötzliche Stille.
Und dann Heilrufe gewaltig und nicht enden wollend. Wir sehen den Führer nicht. Aber jetzt ist seine Stimme bei uns, warm und tief - wir hören ihn zum ersten Male. Und seine Rede ergreift uns, packt uns, schafft jubelnde, gläubige Freude. Wir zwingen es, - wir erkämpfen den Sieg! Und dieser Stimme, die seither so oft zu uns kam, die immer wieder zu uns sprach, gelobten wir Treue, gelobten wir Gefolgschaft und Gehorsam.

Ich weiß heute kein Wort jener Rede mehr, so sehr wurde ich durchrüttelt und gepackt, daß nichts haftenblieb. Als eines, wenn durch den Rundfunk die Reden des Führers übertragen werden, ist dieses für Augenblicke wieder da:

Lodernde Fackeln gegen einen dunklen Himmel, tiefrote Fahnen, dichtgedrängte Menschen - und aus dem Dunkel spricht die Stimme des Führers -

Glauben, Treue, Sieg.

Im Juli sollte er das zweitemal kommen.

Diesmal nach Lötzen.

[42] Wir hatten Schulferien und machten uns mit Feuereifer an die Vorbereitungen. Täglich, morgens vier Uhr, kutschierten wir zum Wald, um Tannen zu holen. Und dann saßen wir und flochten Girlanden - tagelang. Achthundert Meter mußten gewickelt werden, Arme und Hände waren bald zerstochen und wund, uns störte es nicht. Wir hüteten ängstlich unsere Sommerblumen, alle sollte der Führer haben! Fünfzehn Mädel waren wir damals, und keine wollte zurückstehen. So viel gab es zu laufen, zu holen. Und wenn gerade nichts zu tun war, dann sangen wir, damit den andern die Zeit nicht lang wurde. Unser großer Weidegarten sollte der Versammlungsplatz werden. Als unser Gauleiter zur Besichtigung kam, war niemand bei uns zu Hause. So konnte ich ihn und die SA.-Führer führen. Überall standen noch die Stacheldrahtzäune, durch die wir durchklettern mußten, alles wurde genau besehen, dann war es endgültig entschieden, hier sollte der Führer sprechen. Bald waren die Zäune verschwunden. Bänke wurden aufgeschlagen, die Tribüne gezimmert, Fahnenmasten aufgestellt. Immer näher kam der 16. Juli. Die Nächte vorher konnten wir kaum schlafen vor freudiger Erwartung. Und nie haben wir mit solcher Bangigkeit nach dem Wetter geforscht - "wenn es nur schön bleibt!" Es blieb schön.

In strahlender Sonne lag an jenem Morgen der [43] weite grüne Platz, auf dem bald die ersten Menschen standen. Unsere Jungmädel kamen mit riesengroßen Blumensträußen und erwartungsfrohen Augen mit als die Ersten. Sie durften an der Tribünentreppe stehen und den Führer begrüßen. Immer größer wurde der Menschenstrom, der die sandige, fahnengeschmückte Straße entlang kam. Da waren Arbeiter, die aus den Betrieben kamen, Bauern, die Sense und Hof verlassen hatten, Kinder, Frauen und viele junge Menschen. Aber in der Hauptsache waren es Bauern. Sie standen dann auch bald dichtgedrängt auf dem Platze.

Sie waren von weither gekommen, um den zu hören, der sie führen sollte.

Masurische Art ist schwer und treu. Als der große Krieg über unser Land kam, als die Russen über unsere Grenzen brachen, als die Nächte rot waren vom Schein der brennenden Dörfer und die Tage im Kampflärm dröhnten, haben sie ohne viele Worte

gehandelt. Es galt ihr Teuerstes, die Heimat.

Bei Tannenberg standen sie, namenlos, eingereiht in das große graue Heer und schlugen den Feind, daß er das Wiederkommen vergaß.

Als der Krieg, der ihnen natürlich Notwendigkeit gewesen, vorbei war, griffen sie wieder zu Pflug und Sense, bauten ihre verbrannten Häuser wieder auf und pflügten die zerstampften Äcker.

[44] Nun bedrohte sie ein neuer Feind.

Schlimmer war er als der Russe, denn er war nicht zu greifen, nicht zu schlagen. Er nahm ihnen das Vieh, die Ernte, den Hof.

Da ballten sie die Fäuste und sahen sich um - war keiner da, der sie hier zum Kampf führte?

Und fanden Hitler.

Nun warteten sie hier auf ihn, er sollte ihnen sagen, was sie zu tun hätten.

Und dann kam Hitler.

Weit hinten begann ein Summen, Brausen, Rufen, - war schon bei uns -

Und dann stand er dort oben, unter den großen leuchtenden Fahnen, und sah über den weiten Platz voller Menschen. Sah weiter zu den Kornfeldern, die reif und gelb in der Sonne lagen, umfaßte See und Wald mit seinem Blick. Und uns war, als wollte diese Erde, die wir ganz stark spürten, als der Führer sie sah, als wollte diese Heimat selbst zu uns sprechen. Und wurden ganz still. Verarbeitete Hände falteten sich, und über gramdurchfurchte, zersorgte Gesichter liefen die Tränen.

Der Führer war bei uns! Und dann jubelten wir ihm zu - lange noch, als seine Rede längst vorbei war. Wir wußten, er fuhr nun über unsere vielen wunder- [45] schönen Seen, sprach in wenigen Stunden wieder. Und auch wir gingen wieder an die Arbeit zurück. Die Ernte begann.

Und jeder Sensenstrich wurde ein Schwertschlag gegen die Not ringsum.

Der Hof
Von Inge Klamroth

Und dies ist die Welt, die Liese kennt: Hof und Garten, weite Felder, Wald und See. Was sonst noch ist - die Stadt, in der sie zur Schule geht, die hastenden Menschen dort - gehört ihr nicht zum richtigen Leben. Sie hat sich das noch nie überlegt, aber sie weiß es. Und wenn irgendwo das Wort "Heimat" ausgesprochen wird, sieht Liese den See, über den die kleinen Wellen tanzen, sieht den Sternenhimmel über den dunklen Baumspitzen, spürt den guten Geruch der Erde, wenn Vater pflügt.

In der Schule steht sie abseits. Die andern, die Stadtmädel, kommen nicht zurecht mit [ihr], weil sie anders ist als ihre Klassenkameradinnen. Liese hat immer ein bißchen rissige

Hände und riecht nach Land und Pferden. Man kann mit ihr nicht über all die kleinen Nichtigkeiten sprechen, die die Mädel aus der Stadt beschäftigen. Lieses helle Augen blicken dann so seltsam verständnislos, und nach einer Weile sagt sie irgend etwas, womit sie nichts anfangen können. Etwa: "In diesem Jahr wird es viel Kartoffeln geben - ." Oder: "Du müßtest Suse kennen, - Suse [47] ist das klügste Pferd, klüger als viele Menschen." Und seit die Mädel wissen, daß Liese die Nachmittage lang auf dem Feld arbeitet, daß sie Schweine füttert und das Federvieh besorgt, seit sie dies wissen, sprechen sie kaum noch mit ihr.

Liese hat sich daran gewöhnt. Es gleitet von ihr ab, denn sie weiß, daß ihre Welt eine andere ist. Es ist ein hartes Leben, das die Bauern führen. Arm und karg ist der Boden. Alle Hände müssen mithelfen, und Liese weiß das. Sie fühlt keine Schwere dabei und keine Unlust. Es ist ja ihre Heimat und ihr Hof, wofür sie schafft. Ein Gedanke steht über ihrem Leben: Wenn ich groß bin - wenn ich Mutter alles abnehmen kann!

Aber dieses eine spürt Liese: Daß sich eine große dunkle Wolke vor das Leben schiebt. Viel Lachen und Reden kannte man nie auf dem Hof, dazu ist die Art der Bauern zu schwer und zu ernst. Aber jetzt hört es ganz auf. Liese sieht, wie die Mutter immer blasser und müder wird, und strengt ihre kleinen Kräfte an, ihr zu helfen.

Der Vater ist oft in der Stadt, und wenn er zurückkommt, hat er böse Augen und eine laute Stimme. Dann war er auf dem Finanzamt, dann ging es um dieses Schreckliche, das Liese nicht versteht - um Geld und um Steuern. Und einmal hört Liese, wie der [48] Vater aufstöhnt: "Sie werden nicht ruhen, bis sie uns vom Hof gejagt haben!" Da faßt sie eine große Angst: Vom Hof jagen, - das geht doch nicht, - es ist doch ihr Hof?

Sie nimmt sich vor, Heiner danach zu fragen.

Heiner - der ist auch anders geworden. Sonst hatte der große Bruder immer Zeit für sie, jetzt ist er abends kaum noch da. Liese bringt ihm das Vesperbrot aufs Feld und grübelt vor sich hin. Warum wird alles so anders? Warum sind Vater und Mutter so in Sorge? Warum hört sie so oft von Not und Elend? Warum hat Heiner so ein kantiges Gesicht und so zornige Augen bekommen?

Wie sie jetzt zu ihm kommt, hört er nicht auf mit dem Pflügen. Früher, da war dies auch anders. Da durfte sie einmal herumpflügen, während Heiner nur die Zügel hielt und ab und an den Pflug zurechtrückte. Dann sangen sie wohl auch, und er wußte immer eine Geschichte und ein gutes Wort für sie... Jetzt, - er schaut nicht auf. Sie trottet hinter ihm her, spürt die gute, duftende Erde, hört wieder Vaters Stimme: "Vom Hof jagen - - - !" und ein Würgen steigt ihr in den Hals.

"Heiner, warum hörst du nicht auf?"

"Keine Zeit, Liese, ich muß heute abend früher fertig sein, ich habe Dienst."

[49] "Dienst", was ist das? Wo dient Heiner - und wem?

Der Bruder hält plötzlich mit einem Ruck das Gespann an.

"Liese, nicht bloß bei uns ist Not, - nicht bloß uns wollen sie vom Hof haben" - mit einer weiten Handbewegung weist er über das ganze Land - "überall ist es so, hier bei uns, bei denen drüben, - und dort auch. Im ganzen Reich, Liese. Sie wollen nicht uns kaputt

machen - und Jakuhns und Lemkes, - sie wollen Deutschland vernichten. Wir sind bloß ein kleiner Teil. Uns allen wollen sie die Heimat nehmen!"

In dieser Nacht kann Liese nicht schlafen. Herbststurm rüttelt an den Fenstern, es regnet, und Liese denkt an den Bruder: Wo ist er? Wo tut er "Dienst"? Und wer ist dieser furchtbare Feind, der sie vernichten will? Sie? Deutschland hat Heiner gesagt, - und das ist das Neue, das Liese in ihrem Denken zu groß und fremd ist. Das geht doch nicht? Das kann doch nicht sein? Was Heimat und zu Hause ist, weiß sie. Daß man ihr das nehmen will, "man", das Geld und die Steuern, - das hat sie in den letzten Wochen gelernt. Aber Deutschland?

Ein Brausen ist vor ihrem Fenster, - der Sturm? Nein, Stimmen, Rufe, jetzt versteht sie es deutlich, - ein immer wiederkehrendes Rufen: "Deutschland er- [50] wache!" Dann wird es still. Unten geht die Haustür, Heiner ist zurückgekommen.

Am andern Tag muß sie ihn fragen: "Wer hat dir das gesagt - von Deutschland? Wer will es haben, daß du Dienst tust? Und warum?" Heiner schiebt sie schweigend durch seine Zimmertür, weist ihr ein Bild: "Das ist unser Führer", zeigt ihr ein rotes Tuch mit einem seltsamen Zeichen in der Mitte, - "so sieht unsere Fahne aus. Und warum, Liese? Weil Deutschland uns braucht."

Noch ehe es richtig Winter ist, müssen sie vom Hof. Liese begreift nichts. Sie kann nicht weinen, sie weiß keine Worte. Sie stützt die Mutter und sieht nicht zurück, als der Wagen sie zur Stadt bringt. Der Vater ist so ruhig, daß man Angst hat vor ihm, und Heiner ist fort.

Das ist das schlimmste, daß nun niemand da ist, der ihr auf alle Fragen Antwort gibt. Und es gibt doch so viel, was Liese nicht begreift. Suse ist noch da, das Pferd. Man kann seine Arme um den Hals des Tieres legen und sein Gesicht an das glatte warme Fell drücken. Dann kann man die Augen zumachen und denken, alles sei nicht wahr, und man sei wieder zu Hause. Aber dann ist eines Tages Suse auch fort, und der Vater fährt aus seinem Brüten auf: "Laß mich in Ruh, du weißt doch, daß wir nichts behalten dürfen!"

[51] Liese läuft durch die Straßen und sucht den Himmel, sucht Acker und Weite. Aber es bleiben überall Steine und Menschen und Lärm. Abends in ihrer Kammer liegt sie lange ohne Schlaf und sieht ins Dunkle. "Warum"? Und immerzu denkt sie an Heiner. Der tut nun irgendwo Dienst, - Dienst für den Führer, für Deutschland. Sie wird wieder ein wenig froher, als sie an den Bruder denkt, und sie versucht, den Eltern davon zu erzählen. Der Vater hört nicht zu, aber die Mutter, die nun schon lange krank liegt, streicht ihr leicht übers Haar: "Wir wollen hoffen, Liese..." Da weiß das Mädchen, daß die Mutter dasselbe denkt und glaubt wie sie.

An einem klaren, kalten Winterabend steht Liese an der Straße eingekeilt zwischen Menschen und wartet. Verirrte Klänge kommen zu ihr, scharfe Takte der Marschmusik - und dann biegt ein langer Zug SA. um die Ecke. Das rote leuchtende Fahnentuch bauscht sich im Wind, feste Fäuste umklammern den Schaft. Heiner trägt die Fahne. Ganz groß werden Lieses Augen, und alle Angst, alles Nichtverstehen dieser letzten Zeit fällt von ihr ab. Nur diese Fahne ist noch da, und der Name, den Heiner ihr sagte: Adolf Hitler.

Durch die dunklen Straßen geht Liese nach Hause, zur Mutter. Sie sitzt an ihrem Bett und hält ihre schmalen, kranken Hände. "Mutter", sagt Liese, "Mut- [52] ter, Heiner trägt die Fahne, - und die Fahne ist Heimat und Deutschland zugleicht. Der Führer wird die Not zwingen, - auch unsere Not, Mutter. Wir müssen nur glauben."

In dieser Nacht träumt Liese wieder vom Acker, vom Wald und vom See.

Hanne
Von Inge Klamroth

Eines Tages stand sie in unserer winzigen Stube, die wir stolz und anmaßend "Dienststelle" nannten, und wollte "bei uns eintreten". Sie war klein und zierlich, hatte ein paar kurze blonde Zöpfe und ganz große Augen. Mit diesen Augen sah sie mich so flehend an, daß ich gleich wußte, "die muß einfach Jungmädel werden"!

Aber es war eine schlimme Zeit, Verbot überall, Verfolgung, Verhetzung, - wir durften nicht einfach sagen, Also Mittwoch kommst du zum Heimabend. Das ging damals nicht. Darum setzte ich Hanne auch erst mal auf unsern einzigen Stuhl, kletterte selber auf den Tisch und fing an zu fragen.

Sie hieß Hanne Hellwig, war zehn Jahre alt, hatte noch fünf Geschwister, - alle jünger als sie selber, der Vater war seit zwei Jahren tot, die Mutter - "geht mit Zeitungen, und Waschen."

"Und warum willst du zu den Jungmädeln kommen, Hanne?"

Sie erzählte, - sie hätte uns schon oft gesehen und hatte immer dabei sein wollen. "Und dann hattet ihr die Feier zur Sonnwende. Da bin ich heimlich mitgelaufen."

[54] Das wußte ich, - als wir wenigen uns draußen ums Feuer versammelt hatten, waren

hinter uns, im Dunklen, ein paar Kinder stehengeblieben. Sie waren mitgelaufen mit unserem Zug, wie sie hinter allem herliefen. Hinter den Zirkuswagen und Tanzbären, hinter den Leiermännern, - und diesmal eben hinter uns. Nun waren sie stehengeblieben und sahen mit erstaunten Augen von ferne zu. Sie trauten sich nicht näher und konnten auch nicht fort. Sie vergaßen, mit Steinen zu schmeißen und zu schreien. Mitten zwischen ihnen hatte also Hanne gestanden.

"Du hast da doch gesprochen. Von Not - die kenn' ich. Und daß wir alle helfen müssen, - das will ich nun auch! Und du hast doch gesagt, - euer Führer braucht alle, - auch die Schwachen und Kleinen - mich auch?"

Sie stand wieder vor mir, aufgeregt, glühend vor Erregung. "Und ich darf kommen, ja? Sa ja, du!"

"Du sollst kommen und darfst kommen, Hanne, -" da strahlte sie auf und griff ganz schnell nach meiner Hand; "du, das ist fein!"

"Und deine Mutter, weiß sie darum und erlaubt sie es?"

Hanne ließ meine Hand los. Auf einmal war alle jubelnde Freude wie weggewischt, Tränen standen ihr in den Augen, - "Mutter erlaubt das - nie."

[55] Später begriff ich, warum Hanne das sagte. Die Mutter war durch viel, sehr viel Elend gegangen. Sie hatte ein unsagbar schweres Leben zu tragen. Das hatte sie hart und hoffnungslos gemacht. Nur zweierlei lebte noch in dieser Frau: Die Liebe zu ihren Kindern und ein starkes Bekenntnis zum Kommunismus. Wir waren Nazis, Bluthunde, Arbeiterverräter. Uns gab sie ihre Tochter nicht.

Aber Hanne bettelte und flehte: "Nimm mich trotzdem auf, bitte!"

"Ich kann nicht, Hanne, wir dürfen deine Mutter nicht belügen und betrügen. Was soll denn werden, wenn sie es später erfährt?"

"Sie braucht's doch nicht zu wissen."

Ich sah in Hannes klare, ehrliche Augen. "Hast du deine Mutter schon einmal betrogen?"

Langsam wurde sie rot und schüttelte den Kopf.

"Und glaubst du, daß du sie jetzt immerzu belügen kannst?"

Sie war ratlos und ganz verwirrt in ihrem Kummer.

"Ich - will - es versuchen."

"Nein, Hanne, das sollst du und das darfst du nicht versuchen. Wir wollen uns lieber etwas anderes überlegen. Meinst du, du wirst deine Mutter nie dazu bringen können, dir den Eintritt doch zu erlauben?"

[56] Hanne schüttelte den Kopf. "Das erlaubt sie nicht."

"Und wenn du es versuchst?"

"Das hat doch keinen Zweck."

"Hanne - wäre dies Versuchen schwerer als das Lügen?"

Unsicher fragend sah sie mich an - aber ich redete schon weiter: "Wir nehmen dich nicht gleich auf, Hanne, aber du kommst jetzt ein paarmal zum Heimabend. Singst mit uns, wir erzählen dir von unserer Arbeit, und du lernst die andern Mädels kennen. Und du versuchst in dieser ganzen Zeit deine Mutter zu überzeugen. Ich will dann später auch zu ihr kommen, und wir wollen uns beide ganz fest vornehmen, daß wir die Erlaubnis für dich bekommen!"

Hanne kam jetzt zum Dienst. Wir waren so wenige in diesem Sommer 1932. Fünf Jungmädel, doppelt so viele waren bei den großen Mädeln. Hanne machte unser halbes Dutzend voll. Ich hatte den anderen das Notwendigste von ihr erzählt, und alle verdoppelten in dieser Zeit ihren Eifer und ihre Mühe. Die Jungmädelschaft hatte ein ganz starker und froher Wille gepackt. Sie wollten Hanne zeigen: Sieh mal, so sind wir! So fröhlich, so vergnügt. Aber auch so ernst und treu, wenn es unsere Pflicht gilt. Und wir alle wollten Hanne aus unserem Jungmädelleben eine starke Kraft geben, damit sie ihre Aufgabe zwang.

[57] Im Juli erwarteten wir den Besuch des Führers. Alle Hände wurden gebraucht, jeder wollte mithelfen, um diesen Tag so schön und festlich wie möglich zu gestalten. Die Jungmädel wurden überall eingesetzt. Tannen sollten sie schneiden, der SA. zu trinken bringen, Briefe befördern, laufen und holen, sie waren abends todmüde und heiß, aber unendlich glücklich.

Hanne wurde zu Haus gebraucht, mußte Zeitungen austragen, auf die kleinen Geschwister achten. Aber in jeder freien Minute war sie bei uns: "Was kann ich tun?" Und in stillschweigender Übereinkunft hatten wir alle immer Arbeit für sie.

"Hanne - reich mir die Zweige", - "Hanne, kannst du mal schnell Bindfaden holen?" - "Hier fehlt eine Fahne!" Und Hanne wußte: Sie gehörte zu uns.

Am Vorabend des großen Tages saßen wir müde und in sehr glücklicher Erwartung zusammen. Alles war fertig und bereit. Tannengirlanden wanden sich um die Masten und das Geländer des Rednerpultes, unzählige Fahnen und Fähnchen wehten, Blumen lagen bereit, - es sollte sehr schön werden. Und eine von uns durfte dem Führer einen Blumenstrauß geben.

Wir sahen uns an - wie gerne wollte jede die Glückliche sein, - wir sahen aber auch Hanne an, - und dann sagte eine entschlossen:

"Du, ich denke, Hanne ist die richtige!"

[58] Die fuhr erschrocken hoch. "Ich - o nein, nicht ich!"

"Willst du das denn nicht gerne tun?" fragten wir sie alle auf einmal.

"Gerne, - so gerne - aber ich darf doch nicht. Ich bin doch nur zur Probe bei euch."

Wieder nahm mir eins von den Mädeln die Antwort ab: "Wenn wir aber alle wollen, daß du

dem Führer unsere Blumen gibst? Wir wissen doch alle, daß du es viel schwerer hast als wir."

So stand unsere Hanne an diesem strahlenden Julimorgen vor dem Führer und streckte ihm unseren bunten Gruß entgegen. Und als der Führer ihr über die Haare strich und ihr dann die Hand drückte, da strahlte ihn nicht nur Hanne an, sondern wir alle saßen unermeßlich glücklich und froh vor ihm, - jeder von uns galt dieser Gruß. Kein Wort sagte Hanne an diesem Tag mehr. Krampfhaft umklammerte sie nur immer meine Hand und ließ kein Auge vom Führer.

Doch beim nächsten Heimabend fehlte sie. Wir warteten eine ganze Weile, - als sie nicht kam, schickten wir Hilde zu ihr. Sie sollte schnell einmal nachsehen, ob Hanne etwa krank sei. Hilde war bald zurück. Sie machte aber ein so unglückliches Gesicht, daß wir gleich wußten, da hatte etwas nicht gestimmt.
"Hanne, - Hanne hat vor mir die Tür zugeschlagen."

Wir saßen eine ganze Weile verständnislos da, dann [59] versuchte ich, den Heimabend weiterzuführen, aber keine war mit ihren Gedanken dabei.

Was war mit Hanne los? Erst als ich den Mädeln sagte, ich wollte selbst einmal nach ihr sehen, beruhigten sie sich ein bißchen. Aber mein Besuch in dem dunklen Hinterhaus war ohne Erfolg. Mir wurde nicht geöffnet. Zwar glaubte ich, hinter der Tür Schritte zu hören, aber obgleich ich eine ganze Weile wartete, mußte ich wieder unverrichtetersache abziehen.

Ich versuchte es noch ein paarmal, - immer ohne Erfolg.

Zum Heimabend kam Hanne nicht mehr. Die Mädel sahen sie manchmal mit ihrem Zeitungspaket auf der Straße, erzählten aber alle, daß sie Hanne nie sprechen konnten. Sie lief immer schnell in einen Hausflur oder in eine Nebenstraße und blieb dann verschwunden.

Endlich hatte ich einmal Glück, unversehens stand ich vor ihr. Noch ehe sie fortlaufen konnte, hatte ich sie bei der Hand: "Hanne, was ist denn nur mit dir los?"

Ein blasses, trauriges Gesicht hatte das Mädel inzwischen bekommen, und alles frohe Leuchten fehlte in den Augen. Zuerst wollte sie trotzig werden, dann aber weinte sie auf.

"Ich darf doch nicht mehr!"

"Deine Mutter?"

Sie nickte nur. Und dann erzählte sie mir alles.

[60] Ihre Mutter hatte gehört, daß Hanne mit uns gesehen worden war, und als sie danach fragte, hatte Hanne sie um die Erlaubnis zum Eintreten gebeten. Aber die Mutter war sehr böse geworden, und sehr traurig, - und hatte Hanne jedes weitere Wort mit uns verboten.

"Und sie hat es so schwer, und nun war sie so böse, daß ich zu euch kam, und sagte, sie hatte sich doch immer auf mich verlassen wollen, - und ob ich sie gar nicht mehr lieb hätte - und ich habe ihr versprechen müssen, nicht mehr zu euch zu kommen. Und nun muß ich doch mein Wort halten, - aber dem Führer hab' ich doch auch Treue versprochen, - und

ich schäme mich jetzt doch so - und was soll ich bloß tun?"

Wohl zwei Stunden bin ich mit Hanne durch die Straßen gelaufen, und wir haben miteinander geredet. Und am Ende hat sie gewußt, was sie nun tun sollte. Jeder von uns sollte seine Treue zum Führer nicht bloß durch Worte zeigen, sondern auch seinen Kampf dafür bestehen und sie durch Schwere und Not beweisen.

Hanne wollte ihren Kampf aufnehmen. Sie wollte nicht mehr weinen und unglücklich sein, sondern sie wollte nun einmal versuchen, die Mutter ganz zu überzeugen. Ihr die Erlaubnis nicht abzutrotzen, sondern durch ihr ganzes Sein, ihre Art und ihre Liebe den [61] Widerstand zu zwingen. Sie wußte, daß sie es schwer haben würde - stand sie doch ganz allein. Hatte nicht unsere Gemeinschaft als Rückhalt und war selber ein ganz kleines Mädchen.
Aber sie wollte, - und zum Schluß sagte sie: "Ich hab' doch damals vorm Führer gestanden - das wird helfen."

Beim nächsten Heimabend erzählte ich den anderen davon. Nun verstanden wir Hannes seltsames Benehmen, - sie hatte sich einfach geschämt, uns ihre Niederlage zu gestehen, und es war ihr zu schwer geworden, mit uns zu reden. Und wir alle bekamen eine große Hochachtung vor der Kameradin, die jetzt ganz allein ihre kommunistische Mutter überzeugen wollte.

Wir sahen sie nun manchmal auf der Straße, sie wich uns nicht mehr aus, sagte aber auch kein Wort, aus dem wir sehen konnten, wie ihre Sache stand. Stillschweigend halfen wir ihr, wenn wir sie trafen. Liefen mit einem Teil ihrer Zeitungen treppauf und treppab, faßten an ihren schweren Korb an oder machten schnell eine Besorgung für sie. Viel geredet wurde dabei nicht. Wir erzählten nur wenig von unserem Dienst, sangen ihr ein neues Lied vor oder sagten ihr einen Spruch. Hanne hörte zu, nickte und drückte uns beim Abschied ganz fest die Hand. Im Herbst hatte sie Geburtstag. Wir sparten und sammelten dazu, und ich [62] wartete am Nachmittag an der Straßenecke, an der wir sie meistens trafen.

"Wir alle wünschen dir viel Kraft, Hanne, und wenn du zu uns kommen darfst, dann liegt die Kluft für dich bereit. Dies sollst du aber jetzt schon haben."

Und ich schob ihr ein schmales Päckchen in die Hand - ein Bild des Führers.

Vierzehn Tage vor der Machtergreifung, Mitte Januar 1933, stand Hanne vor mir in der Dienststelle:

"Du - nun darf ich kommen!"

Am Nachmittag war Heimabend. Noch nie war er so froh gewesen. Hanne saß in der neuen Kluft zwischen uns, hatte ein ganz glückliches Gesicht, und wir alle konnten kaum stillsitzen vor Freude. Hanne sollte erzählen - es war wenig und sagte nichts von der Schwere der Zeit, die hinter ihr lag. Aber sie hatte es mit ihrer Beharrlichkeit und ihrem Nie-Aufgeben erreicht, daß die Mutter jetzt vor kurzer Zeit zur einer Versammlung gekommen war.

"Ich hab' ihr immer gesagt, sie soll doch bloß einmal hingehen und hören, was Hitler eigentlich will - und da hat sie ja dann gemerkt, wie richtig alles ist - und nun darf ich!"

Zum Schluß wünschte sie sich, wir sollen nun doch mit ihr zusammen singen: "Wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch treu."

[63] Wenige Tage später saß ich bei Frau Hellwig in der kleinen engen Küche. Ein müdes, versorgtes Gesicht sah mich an, aber die Augen darin kannte ich.

"Ich habe Ihnen nicht geglaubt und getraut", sagte sie, "und ich wollte nicht, daß meine Kinder zu Ihnen kommen. Aber Hanne hing so sehr an der Bewegung und hat die ganze Zeit nie lockergelassen. Sie hat mir immer gesagt, daß das von den Kommunisten alles nicht wahr sei. Aber hier im Haus haben sie es doch behauptet, und mein Mann war doch auch dabei. Ich habe viel versucht, um das Mädchen von den Nazis abzubringen, aber es war immer umsonst. Und schließlich habe ich gedacht, wenn die Hanne so daran hängt, so fest und treu, dann muß doch mehr daran sein, als sie alle sagen. Und da bin ich zur Versammlung gegangen.
Es war alles so ordentlich bei ihnen, und es wurde gar nicht so geschimpft und gehetzt, wie ich es aus unseren Versammlungen kenne. Und dann", - und nun faltete die Frau vor mir die Hände und sah still vor sich hin - "ich habe nicht mehr glauben und hoffen können. Und Deutschland - das hatte ich lange vergessen. Meine Not und das Elend meiner Kinder waren mir wichtiger. Aber jetzt muß ich immer daran denken. Und Hanne soll nur bei Ihnen mitmachen. Es ist schon wahr - es kann vielleicht noch einmal besser werden mit uns, wenn alle daran arbeiten. Sehen Sie, - an [64] die Arbeit und an deren Kraft glaube ich. Das andere - das braucht Zeit und ist noch zu neu für mich. Aber die Hanne gebe ich Ihnen."

Als wir wenige Tage später den Sieg des Führers erlebten, als überall unsere Fahnen wehten und die singenden Züge durch die Nacht marschierten, warteten wir an der Straße. Fackeln schwelten in den dunklen Himmel, und wir fanden keine Worte für die Bewegung dieser Stunden.

Hanne stand neben mir. Ernst und gläubig sah sie nach den vorbeiziehenden Fahnen. Dann suchte ihr Blick die Mutter, die drüben auf der anderen Straßenseite stand und über deren Gesicht die hellen Tränen liefen.

2. Teil:
Kampf der Grenzmädel

"Nur wer am eigenen Leibe fühlt, was es heißt, Deutscher zu sein ohne dem Vaterland angehören zu dürfen, vermag die tiefe Sehnsucht zu ermessen, die zu allen Zeiten in den Herzen der vom Mutterlande getrennten Kinder brennt."
Der Führer

"Liebe Mädel!

Es war an einem Heimabend hier bei Euch, nach Schattenspiel und Märchenerzählen, da spracht Ihr von Eurer Landheimat. Und eine von Euch erzählte von dem großen Bruder, der als Wickelkind auf dem Flüchtlingswagen den Russeneinfall erlebt hatte.

Zum erstenmal fühlte ich, wie weit das Erleben jener Tage, das uns Alten so gegenwärtig ist, hinter Eurer Jugend liegt. Zum erstenmal aber auch sah ich, wie sehr Ihr den damals Jungen gleicht, wieviel von ihrem besten Wesen in Euch weiter lebt in die neue Zeit. Mein Herz dachte an Lotte und sagte zu jeder von Euch das, was Lottes Vater bei dem schweren Abschied von seinem Hof und dem schwereren von der Heimaterde sagte:

'Ich verlaß mich auf Dich!' "
Agnes Miegel

Lotte

Von Agnes Miegel

Sie hieß Lotte. Sie war genau so alt wie das Jahrhundert und in jenem Frühling 1914 eingesegnet. Mit dem weißen Kleid hing sie am Palmsonntagabend ihre Kinderzeit in den alten birknen Kleiderschrank auf der rauchdunklen Bodendiele in dem alten Niederungshaus. Gern wäre sie irgendwo in Dienst gegangen, hätte die feine Küche erlernt in einem Gasthof oder auf einem Gut - aber davon war keine Rede. Sie war die Älteste, und die Geschwister nach ihr, die Zwillingsbrüder und das Gretchen, waren alle drei an einem Wintertag an Diphtherie gestorben. So lag alles auf Lotte - die vier Kleinen, der Schutt (Gustav), die Lusche, die Lenerchen und der Hermann - das Warten und Mahnen, das Füttern und Zubettbringen. Dazu das Viehfüttern und Melken und oft noch das Kochen, denn die Mutter erwartete und war diesmal doch recht müde und elend dabei. Aber sie war groß und stark und breitschultrig, die Lotte, wie alle aus ihres Vaters Sippe, und sie arbeitete gern und geschickt und war stolz, wenn der Vater mal und sogar zu den Nachbarn sagte "Auf die Lotte, da ist Verlaß!"

[70] Es war der heißeste Sommer in vielen Jahren, und es war die größte Ernte seit Menschengedenken. Die Lotte und ihr Vater und alle im Dorf hatten so schwer zu arbeiten, daß sie gar nicht merkten, was da eigentlich in der Welt vor sich ging - und auf dem Grundstück hatten sie noch für sich selbst genug zu sorgen, denn es ging nicht alles so wie sonst, wenn ein Kleines kam, und die Mutter war so schwach und matt, und das Neugeborene so dünn, daß sie alle es das Nuschtchen nannten. Aber es war so hübsch und war ein Jungchen, sie waren alle stolz darauf, und Lotte und der Vater fanden, daß es aussah wie die Zwillinge und dachten an Kindtaufe und Fladenbacken - - da kam es.

Später sagte Lotte: "Es war, als ob uns einer mit einem Brett auf den Kopf schlug!" Sie standen vor dem Anschlag an dem Schulzenhaus und faßten gar nicht seinen Sinn. Und die Kleinen, die erschreckt an Lottes Rock rissen - "Komm weg!" - stammelten das Wort nach, das alle die Großen sagten: "Krieg!"

Wenn es brennt - da kommen alle und helfen löschen. Wenn das Hochwasser kommt, im Frühling - da wartet man oben auf dem Boden, bis die Pioniere kommen und das Eis sprengen und Essen bringen. Einer hilft dem andern - aber Krieg - das kommt über alle. Und die, an die man sich klammert, weil sie immer halfen - der Vater, der Ohm, die großen Brüder und Vettern, - [71] alle müssen sie fort. Auch der Vater. Jetzt, wo noch drüben das Korn draußen ist, jetzt, wo die Mutter noch so krank ist. Jetzt, wo der Russ' kommt.

"Ihr werdet ja wohl fliehen müssen." Er schluckte bei dem Wort. Lotte hatte es noch nie gehört - fliehen - es lief ihr der Tod über den Rücken dabei. "Der Pfarrer sagt es und auch der alte Neumann. Seine Tochter aus Gumbinnen ist all bei ihm. Lotte! Ich verlaß mich auf dich. Du bringst die Mutter fort und die Kinder. Bis Königsberg. Von da - da wird es ja wohl gehn."

Er reicht ihr die Hand - es war vor der Stalltür, und seine großen graublauen Augen sahen in das Dunkel, wo die Hühner im Stroh scharrten, und die kleine Emailkanne mit Milchkaffee, die er trug, schlug an das Schloß. Lotte sah, wie grau er war und ein bißchen krumm in den Schultern und sein Gesicht so fremd, still und so, als sah er weit über den Hof und das Haus und die Felder. Sie wollte was sagen - aber sie bekam kein Wort heraus. Und es war auch Zeit zum Füttern.

Sie hatte so viel zu arbeiten, die Lotte, daß sie nicht zum Grübeln kam und eigentlich kaum sah, wie sich alle im Dorf sammelten und redeten und packten - bis dann am zweiten Abend die Nachbarin kam und sagte: "Lottchen - wir müssen alle 'raus!" Lotte schob die Alte aus der Stube in den Flur, damit die Mutter nicht das verstörte Gesicht sah - die Kleinen schliefen schon - und [72] dann fragte sie noch. Dann, während die alte Frau auf der Hausbank saß, raffte Lotte was sie bloß konnte und packte alles auf den Leiterwagen. "Wenn doch jetzt der Fritzke und der Wilhelmche lebten!" das war das einzige, was sie dachte, wenn sie die schweren Kisten und Körbe anschleppte und ins Stroh hob.

Eine ostpreußische Sommernacht ist kurz - viel zu kurz für einen, der allein denken und packen muß für einen solchen Auszug und dem keiner hilft, weil alle rundum dasselbe tun - alle wie betrunken von der Bitternis, daß sie von ihrem Grund und Boden, von ihrem Feld und Hof und Haus fort müssen.

Dann kam der Morgen, - so schön und heiß wie all diese Augustmorgen. Lotte hatte alles fertig, und die beiden Braunen standen vor dem Wagen, und die Fliegen stachen sie. Oben auf den Kisten lagen die Federbetten - alle neu blaubunt und rotbunt bezogen - und Decken und Vaters Pelz und darin, gebettet so gut es bloß ging, die Mutter mit dem Kleinen. Die andern vier liefen noch auf dem Hof rum, alle schon in den dicken Wintermänteln, rannten in den offenen Stall und sahen zu, wie die Ferkel sich's im Gemüsegarten behaglich machten. Lotte füllte die Morgenmilch in die große Meiereikanne, sie hatte sie noch abgekocht, und trieb die beiden Kühe auf die Weide. Die alte Nachbarin brachte ihre auch heraus. Sie tüderten sie nicht an, und sie [73] ließen noch das große Gattertor auf, damit die Kühe an den Kanal konnten.

Wie sie zurückkamen, hörten sie Geschrei und Wagenknarren, und da kam über die Dorfstraße ein erster Wagen - der Vorläufer einer langen Kette, die nun unablässig über das Holperpflaster rollte. Der Wagen war staubbedeckt, und die Frauen und Kinder und die beiden alten Männer da oben sahen todmüde aus - sie sprachen schon ganz heiser, aber sie riefen deutlich genug: "Macht bloß, daß ihr fortkommt!" Und die eine Frau rief: "Bei uns in der Forst steht hinter jedem Baum ein Russ'!"

Und nun kroch aus dem Neumannschen Hoftor der bepackte Leiterwagen und schob sich zwischen den Zug der fremden Wagen. Und die alte Nachbarin wurde von ihren Kindern auf die bunten Züchen gesetzt und mit der Schlittendecke bedeckt, und sie rief noch: "Lottchen, komm man!" und dann waren sie fort.

Lotte sammelte die Kleinen und hob sie herauf, und der Schutt bekam die Peitsche zu halten und durfte neben ihr sitzen. Die Mutter zog das schwarze Kopftuch über die Augen, um nicht zu sehen, wie sie vom Hof fuhren, und drückte das Nuschtchen an sich, und Lotte schnalzte und schwenkte die Leinen - aber die Braunen rührten sich nicht.

Ein ostpreußischer Augusttag ist lang - aber wie lang er sein kann, wenn man nicht fort kann und das Unheil [74] rückt näher und näher -, das lernte Lotte an jenem Tag, als sie da oben saß und die Braunen nicht anzogen. Das ganze Dorf wanderte an ihr vorbei und rief ihr zu und sagte: "Lottchen, nu fahr bloß!" Die Frau Lehrerin, die sah sie so traurig an - sie dachte, die Lotte könnte sich nicht entschließen, vom Elternhaus zu gehn. "Ich komm - ich komm gleich!" sagte Lotte, als sie merkte, der alte Pfarrer wollte heruntersteigen, ihr helfen - "ich wart man bloß auf die vom Abbau!"

Aber die kamen erst später - so viele andere schoben sich vor. Die Kleinen hatten geschlafen und waren wieder aufgewacht und hatten Brot gegessen und waren heruntergeklettert, und der Schutt hatte vor Ärger geweint, weil er nicht mit der Peitsche knallen durfte. Der Schatten der alten Stubbellinde war wie ein Uhrzeiger über den Hof gekrochen und lag schon auf der Schwelle, die Hühner badeten sich im Staub und schliefen, und die Kleinen schliefen auch, überwältigt von der Hitze. Sogar die Mutter schlief vor Erschöpfung mit dem Nuschtchen an der Brust, der von der Wärme zum erstenmal rote Bäckchen hatte. Nur Lotte wachte und saß da, schaudernd in der dicken ausgewachsenen Winterjacke, und sah den Zug vorüberziehn - die bepackten Wagen und die Menschen, die darauf saßen oder nebenher liefen. Dazu hörte man überall das unausgemolkene Vieh brüllen und nun, vom Mittag an, so was wie fernen Donner und wie das [75] Mahlen einer großen Kaffeemühle. Sie zogen vorüber, und die meisten sahen gar nicht den Wagen auf dem Hof - wer ihn sah, der rief was und winkte oder schüttelte den Kopf. Da waren viele Leiterwagen und ein paar altmodische kleine Jagdwagen, und einmal eine uralte Kutsche mit fünf Kindern drin, über die lag quer ein großer Bernhardiner.

Auf einem Wagen waren bloß Kinder, die meisten barfuß, ein paar hingen hinten am Leiterbaum, und neben dem uralten Kutscher lag eine ganz junge Wöchnerin. Mit den großen, langen, alten Sarghandtüchern hatte man ihr das Kleine auf die Brust gebunden.

Lotte saß da und sah das alles, und es war ihr, als wäre ihr Herz zu Stein geworden und sie selbst ein einziger großer Stein, so wie der Heidenstein drüben am Feldweg.

Aber das Schrecklichste war, wie der Wagenstrom immer dünner wurde - nun kamen sie bloß noch vereinzelt. Da war ein altes Ehepaar auf einem kleinen Wagen mit ganz kleinen Pferden, die holten sich Wasser vom Brunnen, und der Alte wollte Lotte helfen. Aber die Braunen rührten sich nicht, und er mußte weiter. "Na - auf Wiedersehn!" - sagte er. Das tat Lotte gut. Und dann kam noch mal ein Zug - ein ganzes Gut kam, neben dem letzten Wagen stattlich und siedend von der Mittagshitze schritt die Gutsfrau. "Kind", rief sie, [76] "um Gottes willen, komm bloß!" Sie wollte stehenbleiben, aber die alten Frauchen und ihre Enkelkinder, die da oben im Stroh saßen, weinten laut los vor Angst - denn die Kaffeemühle mahlte immer lauter.

Dann waren auch die fort. Nichts war mehr da, als die leere Dorfstraße, zerwühlt und voller Stroh, auf der ein paar Fohlen spielten.

Da sprang Lotte vom Wagen. Sie legte die Kleinen zurecht, die schlaftrunken um sich blickten, sie warf ihre Jacke über das Hermannchen und schritt nach der Stalltür.

Sie lehnte an dem Pfosten, sie taumelte vor Übermüdung und Verzweiflung.

"Ich verlaß mich auf dich!" sagte sie.

Im selben Augenblick gewahrte sie an der Wand die Arbeitsjacke und die grauleinenen Arbeitshosen des Vaters. Sie sah seine Mütze darüber hängen - und ohne recht zu denken, nahm sie die vom Nagel und stülpte sie auf ihren heißen Kopf.

Da streifte Lotte den bunten Rock ab. Eins, eins, war sie in der Hose - sie war genau so groß und so langbeinig wie der Vater. Dann war sie auch in der Jacke.

Sie lief quer über den Hof. Sie stellte sich vor die beiden Braunen. Die waren auf einmal ganz wach und ruckten an.

Lotte sprang aufs Rad, es drehte sich schon. Sie ent- [77] riß dem Schutt die Peitsche und knallte und pfiff - genau wie der Vater. Und die beiden Braunen zogen und setzten sich in einen forschen Trab. Platz genug war da. Die Fohlen liefen noch ein Weilchen nebenher, die Hühner schraken auf, eine Sau lief quer herüber - und nun lag das Dorf hinter ihnen. Nichts war da zu sehen. Nur hinten eine Staubwolke und hoch an dem hellblauen Himmel kleine schneeweiße Wattewölkchen.

Dann kam der Wald, und Lotte besann sich auf den Feldweg hinter seinem Rand und bog ab. Es war ja sandig genug - aber es kürzte doch den Weg. Und nachher sah sie da andere Wagenspuren und fand die Furt im großen Graben, und als die Kleinen vor Vergnügen kreischten, schrie sie mit. So gegen Abend mußte sie in die Wiesen biegen, da kam ihr schon Militär entgegen, und sie seufzte tief auf, wie befreit. Und dann sah sie schon an einem kleinen Kirchhofsberg über den zermahlenen Stoppeln die ersten Feldfeuerchen der Flüchtlinge. Sie fand sogar die beiden Altchen und die große Gutsfrau, die ihr für die Kleinen und die Mutter warme Suppe gab und die Mutter zu sich nahm für die paar Nachtstunden.

Lotte kroch oben ins Stroh zu den Kleinen - der Wagen stand mitten auf einer Wiese -, und sie hörte die Grillen und hörte nicht, wie die andern sagten, daß sie nicht mehr nach Königsberg konnten, sondern bis zur [78] Weichsel müssten. Lotte hatte den Arm um den

Schutt geschlungen, das Bein über die beiden Kleinen gelegt und die eine Hand hielt das Hermannchen - und sie murmelte im Einschlafen: "Kannst dich verlassen!"

Und er, der zur selben Stunde im Heidekraut an der Kiefernschonung über dem masurischen See die Augen schloß und keine Grillen hörte, bloß das Pfeifen der russischen Kugeln - er verließ sich auf sie.

A. Mg.

Von denen, die kämpfen
Von Inge Klamroth

Wir sind schon viele Tage auf Fahrt. Eine kleine Schar BDM.-Mädel... Wir haben gespart und "gehamstert" und es tatsächlich fertigbekommen, unseren größten Wunsch zu verwirklichen: Wir konnten auf Fahrt gehen - auf Großfahrt. Nun sind wir in Masuren. Heiße Sonne brütet auf den Sandwegen, die Luft über den weiten Seen flimmert. Manchmal will eine von uns stöhnen - "ist das heiß" -, manchmal singen wir, doch meistens gehen wir still nebeneinander her. Wozu reden, wenn doch alles so neu, so fremd und so schön ist!

Am Nachmittag liegen wir an einem Waldrand, gucken in den Himmel und freuen uns. Nicht laut, sondern ganz still... Es ist ganz ruhig um uns. Grete schläft sogar... Da kommen ein paar Frauen mit klappernden Blechtöpfen des Weges, sie wollen zum Blaubeerenlesen. Als sie dicht vor uns sind, sehen sie uns und nicken uns zu. "Tag!"

"Heil Hitler!" sagen wir und hören deutlich, wie eine von ihnen vor sich hinsagt: "Haben die es gut!"

Wir liegen wieder ganz still. Jede hat eigene Ge- [80] danken - und dann richtet sich eine auf, greift stillschweigend zum Brotbeutel und nestelt ihren Becher los. Wir haben schnell begriffen, was werden soll, und machen es ebenso. Unsere Affen [= Tornister, Fellranzen; Anm. d. Scriptorium] verstauen wir gut, unser großer Fahrtentopf muß mit, und bald sind wir eifrig beim Beerenlesen. Nach einer ganzen Weile fragt eine: "Wieviel kostet eigentlich das Liter?"

"Zwanzig Pfennig!" Dann lesen wir stumm weiter. Beere um Beere - wie viele faßt doch ein Liter! Und das kostet dann 20 Pfennig.

Als unser Topf voll ist, gehen wir zu den Frauen hinüber. Ob wir den jetzt in ihren Eimer ausschütten könnten? Sie sehen uns erstaunt, verständnislos an, und eine von uns sagt: "Die sollen für Sie sein."

Da nickt die Frau - es ist dieselbe, die vorher fand, wie gut wir es hätten, und reicht uns ihren Eimer.

"Dann helft uns nur!"

Wir lesen stumm weiter. Es ist ungewohnte Beschäftigung, und der Rücken tut uns weh, aber keine sagt's der anderen.

Als die Frauen nach Hause wollen, sind alle Eimer und Töpfe voll. Die Frauen sehen uns nachdenklich an: Wo wir hinwollten?

Eigentlich noch bis Lötzen, aber dazu wird's jetzt schon zu spät sein. Vielleicht können wir hier im Dorf in einer Scheune unterkommen?

[81] "Bei mir!" Die eine sagt's, und wir folgen ihr dankbar, müde und ein wenig erwartungsvoll... Das Dorf sieht aus wie alle Dörfer in Masuren: Niedrige Holzhäuser mit bunten Gärten davor, eine sandige Dorfstraße und ein blinkender See dahinter... Der Hof von Frau Plaga liegt mitten im Dorf. Die Scheune ist groß - wir werden schon Platz finden! Am Abend sitzen wir vor dem Haus und singen, Ruth begleitet auf der Flöte. Die Frau sitzt still auf der Bank, der Bauer neben ihr. Er hat eine kurze Pfeife zwischen den Fingern, ein braunes, verwittertes Gesicht und ganz helle, wache Augen. Die beiden hören uns zu, dann nimmt der Bauer die Pfeife aus dem Mund: "Gut habt ihr's, daß ihr so durch die Gegend ziehen könnt. - Es ist doch besser geworden mit unserer Jugend - sie guckt nicht erst immer nach draußen, sondern sieht sich erst die Heimat an!"

Nach einer Weile fährt der Bauer fort:

"Seit 1707 steht mein Haus hier. Das hat schon viel gesehen."

Während wir eng zusammenrücken und in den Himmel sehen, der immer dunkler wird, erzählt er uns vom schweren Mühen hier, jahraus, jahrein, vom Fischen und Holzfällen, vom Pflügen und Säen. Ein Leben wächst vor uns auf, ganz einfach - aber voll zwingender Härte und schwerster Arbeit. Ein Leben, das reich war - so [82] reich, wie es nur die Menschen leben können, die mit wachen und klaren Augen in alles Geschehen blicken...

"Und das ist dann das Schönste -, wenn überall auf den Feldern das Korn reift, wenn die Ähren sich tief zur Erde beugen und so voll von Segen sind. Wenn ich dann durch die Felder gehe, mir ist dann immer, als müßte ich beten..."

Unvermittelt erzählt er dann vom Krieg.

"Uns hatten sie verschont, aber überall rundherum brannten die Höfe, war der Himmel rot vom Feuerschein. Wie eine böse Horde kamen die Russen, ließen nichts leben auf ihrem Weg, schlugen sogar Frauen und Kinder tot. Ich marschierte damals bei Lötzen. Wußte nicht, ob nicht auch mein Haus brannte. Immer hatte ich es brennend vor Augen, glaubte Frau und Kinder erschlagen - furchtbare Wochen waren es, bis ich dann wußte, daß ich verschont geblieben war. So viele starben damals ohne Sinn... Eltern, Frauen, Kinder der Kameraden neben mir. Wir haben nicht viel geredet damals. Aber jeder wußte, daß er kämpfen mußte bis zuletzt."

Bis zuletzt kämpfen -, ganz dunkel ist es, und viele Sterne stehen über uns. Wir geben unseren Gastgebern die Hand. Als wir schon im Stroh liegen, sagt eine ganz ruhig:

"Die Leute hier kämpfen doch immer noch für die [83] Heimat. Mit Arbeit und Mühen und ihrem harten Leben. Wir müssen wohl noch viel lernen."

Am andern Morgen ziehen wir weiter. Sonne liegt über uns. Wir wandern weiter ins Neue und Schöne - auf allen Wegen, ein weiter großer Himmel spannt sich in die Heimat.

Flucht
Nacherzählt von Margarete Dargel

Es war die Zeit, da der Osten rot aufglühte von dem Brand, den der Russe in deutsches Land legte.

Treppauf und treppab stürmten die russischen Soldaten die Häuser, schlugen Türen und Fenster ein, zerstörten die Möbel, holten die Bilder aus dem Rahmen und rissen alle Gegenstände aus Fächern und Schränken. Was sie gebrauchen konnten, nahmen sie mit, was sie dalassen mußten, vernichteten sie. Kein Stuhl und Tisch blieb ganz, die Betten zerschlitzten sie, und hell stoben die Federn in den Zimmern. Selbst auf Böden und in Keller stiegen sie, bis hinter ihnen aus den zerstörten Wohnungen die Flammen schlugen, die alles vernichtend in das verstreute Gerät griffen.

Ganze Straßenreihen standen in Flammen, und wo sie verloschen, standen traurige Mauern da, aus denen die dunklen Fensteröffnungen wie Höhlen sahen.

Doch auch in die Dörfer kamen die Feinde, und aus den Flammen hörte man weithin das verbrennende Vieh brüllen.

Selbst die stillsten Höfe fanden diese Zerstörer. Viele Jahre hatten diese unter den schützenden Eichen gestan- [85] den, die sie vor Blitz und Wetter bewahrt hatten. Jetzt standen nur noch die Mauern, und die Eichen waren verkohlt.

Die Heidehöfe mit den Fichten und Birken darum und die hölzernen Fischerhäuser an den Seen waren ganz niedergebrannt, und manch Heimkehrer fand nur ein schwarzes Geviert aus Asche vor, in dem eisernes Gerät lag.

Vor den brennenden Dörfern her zogen auf allen Straßen Ostpreußens Leiterwagen an Leiterwagen, manche hatten gegen das Wetter einen Plan darüber gezogen, die meisten fuhren offen.

In einem solchen Wagen fuhr auch Nina. Sie saß mit ihren beiden kleinen Brüdern neben der Mutter auf dem Brett, das sie über das Heu gelegt hatten. Einen Häckelsack hatten sie daraufgetan, so daß man ganz weich saß. Die meisten Frauen fuhren selbst oder ihre ältesten Jungen, da alle Männer an der Front standen. Lustig war die Fahrt. Die Kinder waren noch nie so weit gefahren, und diesmal sollte es bis zur Regierungsstadt gehen. Sie riefen sich gegenseitig zu, wenn sie etwas Neues sahen, und das gab es genug. Bei Meluhns, die vor ihnen fuhren, hatte sich die Kuh losgerissen, die wollte auf einmal in die Weide. Darüber wurden Mrotzecks Braune wild und sausten wie toll an den anderen Wagen vorbei. Der Hans Töpler [86] fiel sogar aus dem Wagen heraus, was zu komisch aussah.

Doch als es Stunden um Stunden weiterging, wurden alle schon stiller. Mutter legte die Kleinen hinter das Brett in das Heu, wo sie gleich einschliefen. Nina dachte noch einmal, wie schön das Aufladen gewesen war. Was die Mutter auch alles hervorgeholt hatte. So viel Blankes und so schöne weiße Wäsche. Die guten Tassen und alle Kleider. Auch die beiden Bilder von den Großeltern aus der Stube. Alle Töpfe mußte sie in das Heu packen. Bis nachher der Wagen voll war und nicht mehr viel zurückblieb.

Warum die Mutter nicht die Hühner mitgenommen hatte und die Schweine, verstand sie zwar nicht. Wer sollte die nun füttern. Nur die beiden Kühe wurden angebunden.

Sie wollte die Mutter noch danach fragen, doch die war heute so still, sie sprach so wenig.

Da lehnte sie sich an sie und hörte in den Schlaf hinein das dauernde: "Go - go!" der Frauen, die ihre müden Tiere antrieben.

Dann wachte sie erst am nächsten Tag in der großen Stadt auf. Alle schliefen sie auf der Erde in einem Zimmer, in dem nur ein Tisch mit vier Stühlen stand und alle Sachen aus dem Leiterwagen. Die drei waren schnell auf, um sich alles genau zu besehen, bis die [87] Mutter sie bei der Hand nahm und viele Treppen hinunterging. Dann kam man über eine glatte Straße mit vielen Menschen, die alle in ein großes Haus gingen. Da standen lange Tische drin, und jeder bekam ein Stück Brot und Milch.

Das war viel schöner als beim Frühstück zu Hause. So viele Kinder saßen dort noch. Bald liefen sie auch um die Bänke herum, sahen zu den großen Fenstern hinaus, kletterten auf die Stufen und spielten Versteck in den vielen Ecken und unter den langen Bänken.
In diese Schule ging die Mutter zweimal am Tage mit ihnen. Man kannte nun schon alles. Nur das Essen wurde immer weniger, und manchmal hätten sie gern mehr gehabt. Doch das gab es nicht. Die Großen sprachen darüber, daß es eines Tages sicher ganz zu Ende sein würde. Und die Mütter waren schon ganz zersorgt und schoben den Kindern immer noch die Hälfte von ihrem Brot hin.

Bis eines Tages die Mutter sagte:

"Hier können wir nicht länger leben. In der nächsten Woche fahren wir nach Hause. Die Russen sind schon aus den Dörfern heraus, die deutschen Soldaten werden jetzt hoffentlich Ostpreußen schützen."

Nina und die Kleinen freuten sich mächtig. Die Stadt kannten sie jetzt, und sie gefiel ihnen gar nicht mehr. Überall Steine, kein Hof zum Spielen, Stall [88] und Scheunen gab es hier überhaupt nicht. Für immer wollte da niemand bleiben.

So ging es wieder zurück.

Alles wurde wieder aufgeladen, nur die beiden Kühe fehlten. Mutter konnte man wieder nicht danach fragen.

Wie anders sah auf dieser Fahrt alles aus. Ob ihr Haus auch nur noch die Mauern hatte und keinen Zaun und Stall mehr? Nein, das konnte doch nicht sein. Und als sie spät am Abend ankamen, stand auch noch alles da: Dort das Haus, die Scheune, der Stall. Aber wie sah es innen aus? Alles war zerschlagen, kein Stuhl war mehr ganz, Peters Bett war durchgesägt, die Kacheln am Ofen zerschlagen. Nichts war wiederzufinden.

Mutter sprach kein Wort, hing das Fenster in der Stube mit einer Decke zu, wickelte die Kinder in die anderen und räumte die ganze Nacht hindurch.

Am nächsten Tag, schon ganz in der Frühe, liefen die Kinder zu ihren gewohnten Plätzen. Peter fand seine Schaukel nicht mehr, Fritz suchte traurig im Stall nach seinen Geräten, und von den Tieren fand Nina keins mehr.

Da gingen sie zur Mutter in die Küche, weil sie sich so fremd vorkamen, und halfen mit, Stangen für Stuhlbeine zu suchen und räumten die mitgebrachten Sachen ordentlich ein.

Von Tag zu Tag wurde es gemütlicher, da alle ganz- [89] machen halfen und mitbastelten, sogar der kleine Peter, der überall Nägel suchte und Bindfaden.

Allmählich kehrten auch Meluhns und Mrotzecks und die anderen zurück, es war schon bald wie früher.

Da kam an einem Morgen der Karl Meluhn ganz aufgeregt in den Hof gejagt und schrie:

"Die Russen sind geschlagen und wollen nach Rußland zurück. Ihr sollt euch und eure Kinder verstecken, da sie durch unsere Dörfer fliehen."

Gab das einen Schreck!

Die Mutter rannte mit den Kindern in die Scheune, packte Peter und Fritz auf die eine Seite ins Heu, Nina auf die andere und sagte nur:
"Ihr habt es gehört. Nina, du paßt auf, daß die Jungens still sind. Ich komme euch wieder holen, wenn alles vorbei ist!"

Die Mutter hatte gerade die Tür geschlossen, als Nina schon das Geschrei von der Straße hörte und Pferde vor dem Haus hielten. Lange Zeit hörte man sie sprechen, bis dann die Pferde wieder losgaloppierten und alles still wurde.

Unheimlich still wurde es.

Ganz vorsichtig hob Nina das Heu über dem Kopf hoch, um zu hören, ob die beiden Kleinen auch still waren. Doch noch rührten sie sich nicht. Und voller Angst dachte sie, wenn sie nur so still blieben. Angestrengt [90] lauschte sie herüber. Da hörte sie ganz deutlich ein Rascheln vom anderen Ende des Stalles.

"Nina!" rief jetzt Peter ganz deutlich.

Ihr blieb das Herz stehen. Wenn das die Russen gehört haben! Sie lauschte angestrengt. Nichts war zu hören, nur immer wieder Peters Ruf. Da buddelte sie sich frei, lief zu den Brüdern und sagte erregt:

"Noch ein Wort von euch, und ich schmeiße euch vor die Tür, dann werden euch die Russen mitnehmen und auf ihre Spieße stecken und braten."

Der Peter schluckte ein paarmal vor Angst, bis ihm Fritz in die Rippen stieß, und dann war er wenigstens eine lange Zeit still.

Nina lag unbeweglich und lauschte nur nach draußen. Nichts war mehr zu hören als das Rauschen vom Heu, wenn wieder ein Haufen abrutschte. Sie mußte wohl zu tief gekrochen sein, denn sie bekam gar nicht mehr ordentlich Luft, und überall hindurch spickte es, wo man sich gar nicht bewegen durfte.

Endlos schien die Zeit. Ob sie hier nun schon Stunden lagen? Warum kam die Mutter nicht sie holen? Draußen war doch kein Mensch mehr zu hören, die Russen mußten schon lange weggeritten sein.

Da hörte sie ganz deutlich einen Ton, der vom anderen Ende der Scheune kam. Peter wimmerte vor sich hin. Nina rief ihn leise an und verstand endlich sein:

[91] "Mi hungert so! Mi hungert!"

Nun würde Peter nicht mehr still zu bekommen sein. Auch bei ihr tat es im Magen ordentlich weh. Das Mittag mochten die Russen inzwischen gegessen haben, und jetzt mußte es schon spät sein. Vorsichtig machte sie sich frei, beruhigte erst Peter und lauschte lange an der Tür. Es war schon ganz dämmrig in der Scheune, und nach langem Zögern öffnete sie die Tür, sah nirgends einen Menschen und hörte keinen Laut und schloß behutsam die Scheunentüre hinter sich.

Da sah sie, daß die Flurtür ganz weit aufstand. Warum Mutter sie nicht zugemacht hatte, wenn sie schon ins Dorf gegangen war? Aber dann sah sie auch das andere. Die Stühle lagen umgeworfen da, der Küchenschrank stand weit auf, die Töpfe waren vom Herd gerissen. Nichts war am gewohnten Platz, alles war durchgewühlt, die Schränke und die Betten.
Aber mitgenommen hatten sie diesmal nichts.

Zu essen fand sie auch nichts mehr.

Peter würde bestimmt zu weinen anfangen, wenn er noch lange warten mußte. Da wollte sie denn schnell zum nächsten Gehöft laufen und Mutter Mrotzeck fragen, ob sie ihnen etwas leihen würde, bis Mutter zurückkäme. Sie nahm den leeren Kartoffelkorb und war schon auf der Straße, als sie ganz nahe Pferdegetrampel hörte und drei Reiter ansprengten. Daß es Russen waren, er- [92] kannte sie sofort und wollte auch gleich zurückspringen. Doch alle waren schon von ihren Pferden, einer lief auf sie zu, nahm sie hoch, so sehr sie auch schrie und sich wehrte, und setzte sich vor sie auf das Pferd.

Es mußten die letzten Russen gewesen sein, denn sie trieben ihre Pferde immer wieder an und jagten an Bäumen und Zäunen vorbei. Der Mann hielt Nina fest an sich gedrückt mit der freien Hand, daß es ihr ordentlich weh tat, und hart schlug sie bei jedem Tritt des Pferdes auf dessen Rücken. Der rasende Ritt, die schneidende Luft und das Kreuz, das schon ganz lahm vom ewigen Aufschlagen war, nahmen ihr zu Anfang alle Gedanken. Auch mußte man so aufpassen, daß man nicht einmal doch abrutschte.

Angst hatte sie zwar keine. Der Mann hatte gar nicht ein so böses Gesicht, wie sie es sich bei einem Russen immer vorgestellt hatte, auch hielt er sie immer so besorgt fest.

Bis sie auf einmal an Peter denken mußte. Der würde jetzt bestimmt laut weinen und nach ihr und der Mutter rufen. Auch hatte sie von außen die Stalltür fest zugemacht. Ob Fritz die aufstoßen konnte? Wer sorgte nun für die Kleinen, die doch die Mutter noch so nötig brauchten? Wohin es mit ihr gehen sollte, wußte sie von vielen Gesprächen der Großen. Nach Rußland ging es, über die Grenze, wohin schon so viele [93] Ostpreußen verschleppt waren. Und die Grenze war nur fünfzig Kilometer weit von ihrem Dorfe, das hatte Vater ihr einmal erzählt.

Wie weit mögen nur fünfzig Kilometer sein, überlegte sie. So weit wie bis zur nächsten Stadt, oder zur großen Stadt, wohin sie damals gefahren waren? Sie sah gespannt vor sich, ob irgendwo ein großer Zaun auftauchte, der um Rußland ging. Denn die Grenze mußte doch so sein, wie um ihre Höfe, nur riesenhoch, daß niemand herüberklettern konnte, und mit viel Draht darüber, wie beim Herrn Lehrer.

Über diesen Zaun wollte sie auf keinen Fall mitgehen, denn sie mußte zu den beiden Kleinen zurück, wo Mutter vielleicht auch auf der Straße von Russen mitgenommen worden war, als sie zu Mrotzecks Brot holen ging.

Der Gedanke, daß die Russen die Mutter mitgenommen haben konnten kam ihr erst jetzt, und sie fing an, bitterlich zu weinen. Wo mochte nur die Mutter sein? Als sie so weinte, mußte sie an Peter denken und Fritz, die jetzt sicherlich auch weinten in der dunklen Scheune und verhungern mußten. Da sah sie wieder immer geradeaus, um rechtzeitig den großen Zaun zu sehen.

Plötzlich zeigten die Reiter alle nach vorn. Hier mußte also die Grenze sein! Sehen konnte sie nichts, da sie zu klein war und der Hals des Pferdes ihr den Blick nahm. Da ritten sie noch schärfer an, und auf einmal [94] ging es vorbei an Gruppen von Russen. An jeder Gruppe ließ der Mann die rechte Hand los und grüßte, daß sie sich ordentlich an der Mähne halten mußte.

Immer mehr Reiter überholten sie, als ihr blitzschnell der Gedanke kam, sich am Pferd heruntergleiten zu lassen, wenn er wieder einmal grüßte. Wenn man dabei das Pferd um den Hals faßte, war es gar nicht so schlimm. Das machte doch schon der Fritz.

Beim nächsten Gruß bäumte das Pferd wohl auf, ging aber im Galopp weiter, und über Nina trampelten die Pferdehufe. Die Tiere verhielten kurz vor ihr und setzten dann glatt über sie hinweg. Vor dem nächsten Trupp kroch sie schnell in den Straßengraben. Sich aufzurichten wagte sie nicht, damit die Pferde sie nicht umrannten oder man sie gar bemerkte.

Immer weiter kroch sie in die Sträucher hinein. Ganz entfernt vernahm sie Stimmen und sah Licht aufleuchten auf der Straße, bis alles wieder ruhig war.

Diesmal wollte sie aber lange warten, ehe sie zurückging, damit es ihr nicht erging wie beim Brotholen.

Sie überlegte besorgt, wo sie jetzt sein mochte, wo der Weg zurückführte. Nun wollte sie auch nicht länger Zeit versäumen. Wie würden sich die beiden in der finsteren Scheune fürchten, wo sie manchmal nicht einmal in der dunklen Stube einschlafen wollten, wenn Vater und Mutter nebenan in der Küche saßen.

[95] So ging sie die Fahrstraße entlang, immer im Weggraben, damit sie sich bei Gefahr bergen konnte. Mühsam war das aber. Mal stolperte man über ein Grasbüschel, dann lag ein Stein dazwischen. Manchmal ging man im Dunkeln etwas schräg und geriet auf die Böschung. Sie hätte sich so gern hingelegt und geschlafen, wenn sie nur nicht immer Peter hätte weinen hören. Oft machte sie schon die Augen zu beim Gehen. Sehen konnte man sowieso nichts. Bis sie auf etwas Hartes fiel und nicht mehr aufstehen konnte, weil es in den Knien so schmerzte. Zu Peter kam sie nun nicht mehr, aber schlafen konnte sie endlich.

Am nächsten Morgen wachte sie auf, und Mutter Mrotzeck saß neben ihr und strich ihr das Haar aus dem Gesicht.

"Nun hab' ich euch wenigstens alle drei bei mir", sagte sie herzlich, beinahe wie Mutter. "Fritz und Peter sind auf dem Hof. Dich brachte heute früh der alte Meluhn auf dem Wagen mit. Auf einem zerbrochenen Wagenrad hast du im Graben gelegen, ein Stück hinter Tannenwalde."

"Tannenwalde? Ist doch dicht an der Grenze, Mutter Mrotzeck?" fragte Nina.

"Nein, Kind, von da sind noch vierzig Kilometer. Nun trink aber die Milch und verschlaf deinen Schreck. Bist ein tapferes kleines Mädchen."

[96] Das nannte man schon tapfer, überlegte Nina. Ich habe doch nur dem kleinen Peter helfen wollen. Jetzt kümmern sich die beiden nicht einmal um mich, wo ich mich so um sie gesorgt hatte.

Nach ein paar Tagen war Nina wieder flink auf den Beinen, war in einer halben Stunde zu ihrem Haus hin und zurück, um nachzusehen, ob Mutter schon zurückgekommen war. Das tat sie jeden Morgen und Abend. Mutter sollte keine Sorge um sie haben, wenn sie zurückkamen. Sie sollte ihre Kinder gleich finden.

Inzwischen gab es für sie viel Arbeit. Die beiden Jungen waren ewig schmutzig, und gehorchen wollten sie auch nicht, so daß Mutter Mrotzeck manchmal ordentlich schimpfen mußte. Dann half immer nur die Erinnerung an die Mutter. Was die wohl zu so ungezogenen Jungen sagen würde?

Dann weinten die beiden gleich, und Nina mit, weil die Mutter doch gar nicht wieder heimkam.

Eines Tages sagte dann Mutter Mrotzeck, daß Nina nicht immer zum Hause laufen sollte, wenn die meiste Arbeit war. Morgens mußte das Geflügel herausgelassen werden, gefüttert und Wasser hingestellt werden. Es war auch sonst manches zu besorgen. Am Abend gab es abzutragen und zu spülen. Nina sah das ein. Wo nun drei Kinder mehr mitaßen, mußte auch mehr zugepackt werden.

[97] So kam sie nur Sonntags in ihr Haus. Die anderen Tage über quälte sie sich mit der Vorstellung, wenn Mutter nun heimkam und niemand dafand. Da wollte sie nun der Mutter einen Brief schreiben, wie ihn der Vater immer aus dem Feld geschickt hatte. Darüber war Mutter so froh gewesen. In dem wollte sie schreiben:

"Liebe Mutti, wir drei leben noch alle und warten auf Dich. Seit Du fort gingst, wohnen wir bei Mutter Mrotzeck.
Nina und die beiden Kleinen."
Sie allein konnte das noch nicht schreiben. Mutter Mrotzeck konnte es auch nicht mehr so richtig. Was sollte man da bloß tun? Mutter durfte sich doch nicht so erschrecken, wenn sie kam.

Als sie an einem Sonntag wieder darüber grübelte, sah sie die Kiste mit dem feinen Flußsand stehen.

Da kam ihr ein ganz feiner Gedanke.

Am Sonnabend, wenn alles blank gescheuert war, dann streute Mutter immer den reinen Sand über Flur und Küche und legte an den Rand Kalmusstückchen. Dann begann für alle schon immer der Sonntag. Am Abend war sie oft böse, daß alles von den Kindern zertrampelt war. Besonders in der Stube, in die man vor Sonntag nicht herein durfte, erkannte sie an den Stapfen, wer dort gegangen war.

[98] Nun wollte sie den ganzen Fußboden dick bestreuen, und alle drei sollten sie darüber gehen. Die anderen verstanden sie sofort. Zogen ihre Schuhe aus und tippelten und

tappelten hin und her. Das machte ordentlich Spaß, weil es immer verboten gewesen war. Nachher sahen die Stuben ganz lustig aus mit ihrem Muster.

Nun hatte Nina wenigstens morgens und abends Ruhe zur Arbeit.

Nur die Sonntage wurden immer trauriger. Jedesmal fand Nina das Haus so vor, wie sie es verlassen hatte. Auch sahen die Leute sie immer so mitleidig an, wenn sie zum Haus ging.

"Na, Ninachen, suchst wieder die Mutter?" fragten sie dann so eigentümlich. Ob die nicht mehr glaubten, daß Mutter wiederkam?
Bis dann eines Tages ein Soldat, ganz braun, vor ihnen stand und alle drei auf einmal in den Arm nehmen wollte. Peter lief gleich schreiend los. Man konnte es aber auch gar nicht begreifen, daß es Vater sein sollte.

Doch es stimmte. Er sprach wie früher und lachte genau so. Peter ließ sich nachher sogar auf den Arm nehmen, als sie alle zum Haus gingen.

Sie erzählten ihm auch von den Spuren. Als er alles sah, schaute er immer auf den vertretenen Sand und machte ein so komisches Gesicht. Einmal wischte er [99] mit der Hand übers Gesicht. Ob der Vater etwa weinte? Aber, das konnte nicht stimmen. Das hatte er noch nie getan.

"Du bist wie deine Mutter, Kind", sagte er zu Nina, die ganz stolz war. Denn wie Mutter wollten alle drei werden.

"Mutter!" Nun war das Wort zwischen ihnen gesprochen, und die Kleinen verzogen schon das Gesicht.

"Mutter wird jetzt bald heimkommen!" sagte der Vater ernst. "Der Friede zwischen Deutschland und Rußland ist geschlossen. Die Gefangenen werden ausgetauscht. Ich habe Urlaub bekommen um an die Grenze zu fahren, wo die Transporte ankommen. Von dort hole ich sie uns wieder."

Sie saßen wieder wie früher am Abend auf der Bank vor dem Hause. Peter war auf Vaters Schoß eingeschlafen, und alle hatten nach so langer Zeit wieder einmal glückliche Gesichter.

Ausgewiesen
Nacherzählt von Margarete Dargel

49 Mädel waren es, die die Treppen des alten Holzhauses hochstürmten, so daß ihnen die Zöpfe nur so um die Ohren flogen. Die alten Treppen bogen sich unter ihren Füßen rund und stöhnten durch das ganze Haus. Lange noch zitterten die alten Dielen nach, als oben im dämmrigen Bodenraum schon alle im Rund saßen und lebhaft durcheinander sprachen.

Es war eine besondere Gemeinschaft deutscher Mädel, die sich in der größten Stadt im fernen Nordosten zusammengefunden hatte, viele Tage Schiffsreise fernab von der Heimat. Sie waren alle Deutsche, diese Mädel. Einmal stand es im Paß ihrer Eltern, zum anderen Male aber saß es in ihrem Blut. Deshalb mußten sie sich auch

zusammenschließen, um mehr deutsch sein zu können, als man es in einem Gastlande konnte, um wenigstens einmal in der Woche wie in Deutschland zu leben: nur Deutsche mit Deutschen.

So begannen sie auch heute mit einem deutschen Lied, das bei uns im Munde aller ist und an keinem Dorfabend fehlt: Am Holderstrauch. Und doch klang hier das vertraute Lied so fremd, fremd in der Muttersprache. [101] Als dann ein Mädchen das Märchen vom Holderstrauch erzählte und die anderen lebhaft einfielen, wenn es nicht in ihrem Sinne war, kannte man die deutsche Sprache kaum wieder.

Das blonde Mädel mit den klaren Augen erzählte das Märchen mühselig und sprach breit und behäbig. Holländisch sprach sie besser, da sie dort aufgewachsen war. Sie plagte sich redlich mit dem Deutschen ab. Ihre Nachbarin haspelte blitzschnelle Worte hinein, die deutsch sein sollten, aber unverständlich waren, da sie immer den Ton auf die zweite Silbe legte. Sie war in Nordfrankreich geboren, und ihre Eltern waren zuvor in England gewesen. Keine dieser 49 Mädel hatte je die Heimat gesehen. Aus Spanien stammten sie und England, aus den Kolonien und Portugal. Oft waren ihre Eltern in verschiedenen Ländern und Erdteilen geboren, am seltensten aber immer in Deutschland.

Bei aller Verschiedenheit hatten sie aber das eine gemeinsam: Deutschland war ihnen Sehnsucht und Ziel zugleich. Um Deutschland in ihren Herzen zu bewahren, sangen sie die deutschen Lieder, erzählten sie deutsche Märchen und sprachen von Sage und Geschichte. Und nicht nur für sich selbst. Sie hatten es sich in ihrer Gemeinschaft zur Pflicht gemacht, alles weiterzugeben an ihr Zuhause. Vor allem an ihre Geschwister. Zuoberst stand das Gebot, mit ihnen nur deutsch zu sprechen.

[102] Heute schloß ihr Nachmittag fröhlich mit einem Tummelspiel im Garten, da die Ferien begannen. Die dauerten drei Monate, die man immer am Meer verbrachte, um sich die Sonne für die langen Monate voll Nebel und Finsternis zu holen. Es ging diesen Mädeln gut. Ihre Eltern besaßen alle ein Sommerhaus am Meer oder auf den Schären, wo sie sich gegenseitig mit den kleinen Booten besuchten, die von Insel zu Insel liefen und nur am Abend auf die Felsen gezogen wurden. Ihre Väter waren tüchtige deutsche Arbeiter. Der eine war Ingenieur und baute dem Lande die Fabriken zur Verarbeitung des vielen Holzes. Der andere zeichnete die Pläne für die Flotte. Ein anderer war Architekt und schuf die Häuser und Straßen der Städte, und wieder welche waren Kaufleute und fuhren die Waren auf ihren Schiffen zu anderen Ländern. Dieses Land brauchte den Fleiß und das Können der Deutschen. Nur stellte sich schon mancher die bange Frage: Wie lange? Denn das Schicksal der Deutschen in der ganzen Welt hatten sie alle erfahren, nicht zuletzt an sich. Den Deutschen brauchte man nur zum schweren Beginn, danach war er bald überflüssig und allzubald lästig.

Diesen Sommer jedenfalls ging es noch allen gut. Die Mädel verabschiedeten sich lachend von ihrer Führerin Hete und trafen Verabredungen für die Ferien, nachdem sie den Beginn der Nachmittage festgelegt hatten. Sin- [103] gend zog das Trüpplein durch die Straßen entgegen der schönsten Zeit des Jahres.

Und wie anders war ihre Rückkehr nach drei Monaten.

Die Hälfte von ihnen saß in dem kleinen Bodenraum, der diesmal schon ganz dunkel war. Hete stellte den vierarmigen Leuchter auf den Tisch, und die Kerzen flackerten hin und her von dem unruhigen Atem der Mädel. Alle warteten auf das erlösende Wort von Hete, die ihre Hände ruhig im Schoß hielt.

Eine nach der anderen blickte sie an und verweilte bei vielen länger, als wenn sie schon vorausahnte, wer das nächste Mal nicht mehr sein würde.

Dann sprach sie so ruhig wie allezeit zuvor:

"Heute sind wir nur zwanzig, das nächste Mal zehn und vielleicht einmal gar nicht mehr zusammen."

Diesmal sah sie zu denen hin, denen das Weinen hoch kam.

"Daran liegt nichts. Diese Stunden waren eigentlich nur schön für uns, und was wir alles geredet und getan haben, muß nun angewandt werden.

Nur eine Sorge kenne ich: werden sich alle 49 bewähren? Werden sie sich auch dann noch zu Deutschland bekennen, wenn sie kein Haus mehr in der Stadt und eins am Meer haben, sondern nur eine Holzkate, wie die Arbeiter draußen im Lande? Denn an die kleinen [104] Fabriken im Lande werden eure Väter müssen, wenn sie noch Arbeit und Brot finden wollen. Die führenden Berufe wird man keinem Deutschen mehr belassen.

Und die zweite Sorge ist: Wird jede von euch sich auch dann bewähren, wenn sie nur auf sich gestellt ist?

Unsere Gemeinschaft muß früh ihre Probe bestehen. Daß unser Tun nicht umsonst war, liegt nur an euch.

Eins führt allerdings nur zum Ziel:

Niemals verzagen."

Dann verzagten sie aber doch, als nach acht Tagen nur noch fünf vor der Tür standen, die verschlossen war. Erst am Abend erfuhren sie den Grund und konnten es immer nicht fassen.

Schon lange hatte man Hedwig beobachtet, weil sie die deutschen Mädel zusammenschloß. Als man die Deutschen aus den führenden Berufen entließ, kündigte man auch ihr als Lehrerin fristlos, nur mit einem besonderen Vermerk:

"Wegen staatsfeindlicher Betätigung hat sie das Land binnen 48 Stunden zu verlassen."

Mit ihrer Entlassung hatte sie gerechnet und hatte als Erzieherin auch ein Unterkommen in Aussicht.

Aber des Landes konnte man sie doch nicht verweisen!

Es wurde aber nichts von dem Befehl zurückgenommen.

[105] So stand sie am nächsten Tage am Landungssteg, so einsam wie sie gekommen war, nur daß es jetzt leer in ihr war und sie keine Hoffnung auf die Zukunft hatte. Sich von den Mädeln zu verabschieden, hatte sie aufgegeben, um sie nicht in Gefahr zu bringen.

Sie übersah noch einmal das gewohnte Bild des Hafens mit dem frohen Leben am Kai,

mit seinen Ständen und Läden und wollte verzagen. Sie hatte keinen anderen Wunsch, als in dem Land zu bleiben, das ihr zur Heimat wurde und nach dem von nun an immer ihre Sehnsucht gehen würde.
Endlich ging auch sie über den Laufsteg.

Das Schiff fuhr schnell an allen Orten vorbei, die ihr lieb und voller Erinnerung waren, bis nach den letzten Schären nur noch die weite See verblieb, die keine Antwort gab auf alle Fragen nach dem Geschehenen und Zukünftigen.

Als auf dieser unendlichen See ihre Trostlosigkeit keine Grenzen fand, holte sie ihren Koffer, um in die Kabine zu gehen.

Und da klebte auf ihrem Koffer ein winziger Zettel:

"Wir machen weiter."

Sie staunte ihn lange an, diesen letzten Gruß von ihren Mädeln, bis die Sorge in ihr aufstieg, ob auch niemand sie bei ihrem Tun beobachtet hatte. Aber es hatte sich ja vor der Abfahrt nichts ereignet, und wer [106] einen solch klugen Plan faßt, führt ihn auch geschickt aus. Das wußte sie.

Und noch eins wurde ihr Gewißheit:

Daß ihre Arbeit von zehn Jahren nicht umsonst gewesen war, und daß 49 Mädel sich bewähren würden.

[107]

Entscheidung
Nacherzählt von Margarete Dargel

Siebzehn Jahre mochte das Mädchen sein, das in die Dienststelle des Roten Kreuzes in Königsberg trat. Sie hatte das schmale und lange Gesicht der Deutschbaltin mit den hellen Augen darin. Im Gegensatz dazu stand nur das dunkle schwere Haar, das sie im Knoten trug.

"Ich suche eine Stelle", sagte sie in ihrem harten Deutsch, "und wende mich an Sie, weil wir dort oben das Rote Kreuz noch aus dem großen Kriege kennen."

"Wann sind Sie nach Deutschland gekommen?" fragte die Schwester sachlich.

"Heute kam ich in Pillau an."

"Was haben Sie gelernt?"
"Ich spreche Deutsch und Russisch fließend und kann Französisch und Englisch fehlerfrei lesen und schreiben, leider nicht sprechen."

"Lernt man bei Ihnen immer noch so viel?" meinte die Rote Kreuzschwester lächelnd. "Ich verspreche Ihnen etwas Geeignetes, Ihren Fähigkeiten Entsprechendes zu suchen."

"Ich will mich für alles eignen. Denn mein Geld [108] reicht nur für acht Tage, und bis dahin muß ich untergekommen sein."

Die Schwester sah sie prüfend an:

"Ich gebe Ihnen zwei Blätter, auf das eine schreiben Sie Ihre Ausbildung, auf das andere Ihren Lebenslauf."

Einen Lebenslauf - dachte das Mädel verwundert -, den habe ich doch gar nicht gehabt wie andere mit Elternhaus, Schule, Lehrjahren.

Und sie sann zurück in die Vergangenheit, die wie ein dunkler Schatten hinter ihr lag.

"Ganz oben im Norden, an der russischen Grenze, hatte der Vater ein großes Gut gehabt. Es muß sehr groß gewesen sein, denn Vater kehrte oft tagelang nicht zurück, wenn er in die Wirtschaft ritt.

Ich kannte nur den großen Park und den Spielplatz mit der Bank, auf der immer ein Fräulein saß. Der lief ich dauernd fort und wollte ihr nie die Hand geben, wenn das langweilige Spatzierengehen herankam. Ich fuhr viel lieber mit dem Ponywagen, den der Junge aus der Gärtnerei lenkte. Doch der hatte auch nicht immer Zeit.

Vater lachte immer, wenn er mich sah. Bloß manchmal wurde er böse, wenn ich Russisch sprach. Ich konnte das immer nicht verstehen, denn Mutter sprach doch auch Russisch.

[109] Dann nahm mich Tante Awa, Papa sagte immer Alwine, bei der Hand und erklärte mir die Blumen im Gartenhaus, und alle Namen, die ich behielt, davon durfte ich die Blumen mitnehmen. Und dann gingen wir auf den Geflügelhof, und immer lief ich vor den Perlhühnern fort, die so gräßlich schrien.

Bis dann eines Tages der Vater nicht mehr wiederkam und alle Männer vom Gut weg mußten. Ich fragte Tante Awa danach, die sagte, es wäre Krieg.

Jedenfalls war es sehr langweilig im Krieg. Für mich hatte niemand mehr Zeit. Tante Awa nicht, der Junge schon gar nicht. Nur Mutter blieb jetzt immer zu Hause, doch gespielt hat sie nie mit mir. Dann sprach sie immer Russisch mit mir, wo Vater doch gesagt hatte: "Russisch spricht kein deutsches Mädchen!"

Ich trieb mich gerade wieder einmal ohne Lust zum Spiel im Garten herum, als plötzlich Reiter durchgeritten kamen, ihre Pferde an den großen Bäumen vor dem Haus anbanden und die Treppe hinaufgingen. Ganz wütend war ich darüber, wo Vater es verboten hatte, durch den Garten zu reiten. Ich wollte hier auf der Treppe warten, um es ihnen zu sagen und sah mir alle Pferde an. Wie häßlich die aussahen. Sie waren kurz festgemacht und ließen die Köpfe hängen. So ließ ich nicht einmal mein Pony anbinden.

Allmählich wurde es mir nun doch zu lang, und ich [110] ging ihnen ins Haus nach. Machten die bloß einen Lärm! Aus dem Eßzimmer klangen alle Stimmen deutlich heraus. Ich ging dann auch gleich hinein. Da saßen lauter Russen am Tisch, aßen, lachten und schrien, und was das Sonderbarste war, meine Mutter lachte mit. Ich mußte allen die Hand geben. Da kam Tante Awa dazu, ganz blaß, und nahm mich heraus.

Jetzt paßte sie immer auf mich auf. Eines Tages kamen die Russen wieder. Tante schloß ihr Zimmer zu, und wir hörten das Lärmen bis zu uns herauf. Auch Mutters Stimme erkannte ich. Da fragte ich Tante Awa:

"Warum ist Mutter nicht bei uns, sondern bei den Russen?"

"Sie ist auch Russin, mein Kind."

"Ich bin aber doch ein deutsches Mädchen! hat Vater immer gesagt."

"Ja, Vater, du und ich sind Deutsche."

Also gehörte Mutter nicht zu uns, überlegte ich und wurde ganz traurig darüber. Sie war doch auch so lieb zu mir, die Mutter, so wie Vater und Tante Awa. Warum war sie denn nicht auch deutsch wie wir. Danach mußte ich Vater gleich fragen.

Später kamen die Russen wieder. Alle Deutschen wurden aus dem Gut getrieben. Wir wanderten immer eine lange Straße entlang. An der Seite gingen Rus- [111] sen mit großen Gewehren, und Tante Awa hielt mich fest bei der Hand. Bis dann immer mehr Menschen dazukamen und große Autos anfuhren, die uns mitnahmen. Ich weiß noch, daß wir Kinder auf dieser Fahrt viel geweint hatten. Dann kamen wir alle in einen großen Keller. Am zweiten Tag holten sie viele heraus. Tante Awa war auch dabei. Ich habe damals immer nach ihr gerufen, aber ich fand sie auch nicht wieder, als wir aus dem Keller freigelassen wurden.

Dann nahmen mich unsere Verwalterleute zu sich, die in der Stadt ein Zimmer mieteten und darin eine Plätterei einrichteten. So ernährten sie ihre fünf Kinder und mich. Dort wuchs ich eigentlich auf, ohne Eltern und Verwandte, ohne eine liebe oder strenge Hand, denn die Verwalterleute hatten immer noch etwas Ehrfurcht vor mir als ehemaliges Herrschaftskind. Ich hätte auch gern einmal eine harte Strafe bekommen wie die anderen Kinder, um dafür auch einmal lieb bei der Hand genommen zu werden oder ein mehr als freundliches Wort zu hören. Sie waren gut zu mir, doch besser wäre es gewesen, sie hätten mich in ihre Gemeinschaft aufgenommen, alles mitleben und mitleiden lassen. So aber räumten sie vor mir alles Schwere fort. Ich wuchs grenzenlos einsam auf. Was ich tat, geschah aus eigenem Willen, und jede Hilfe von mir empfanden die guten Leute als peinlich.

[112] Vormittags waren wir in der Schule. Das waren immer unsere schönsten Stunden. Nachmittags halfen wir Mädel Knöpfe annähen und Wäsche austragen. Am Abend lief ich

zum alten Lehrer, der mir alles beibrachte, was er selbst wußte, dem mein Lerneifer Freude machte. Ich war schon fünfzehn Jahre alt, als die Verwaltersleute wieder aufs Land zogen und ich bei dem Lehrer blieb.

Da begann meine schönste Zeit. Bis ich dann eines Tages einen Brief bekam. Einen Brief von Tante Awa!

Wie war ich glücklich, daß sie noch lebte, ein Mensch aus meinem Elternhaus. Warum schrieb sie nur erst jetzt? Doch das verstand ich bald, als ich den Brief allmählich begriff.

'Mein liebes Kind! Nachdem man mich von Dir fort holte in ein anderes Gefängnis, lebe ich mit der Magd in Livland. Meines Vaters Gut ist auch leergebrannt und aufgeteilt worden. Man ließ mir das Vorwerk mit fünfzig Morgen Land. Und wir beide bearbeiten es für Dich. Schon nach zwei Jahren ließ Deine Mutter Dich bei mir suchen. Ich sagte, Du seiest im Gefängnis verlorengegangen.

Sie hat nun Jahr um Jahr nachgeforscht und hat doch von Dir erfahren. Ihre Beauftragten waren schon beim Verwalter auf dem Lande und wollten wissen, wo sie Dich gelassen haben.

[113] Deine Mutter will Dich zu sich nach Rußland nehmen. Sie steht in sowjetrussischen Staatsdiensten und hat über Dich Gewalt bis zum 21. Lebensjahr. Vergiß nie, daß Dein Vater einmal deutscher Offizier war, den die Roten erschossen haben. Gehe in unsere alte Heimat, Deutschland, zurück. Bleibe ihr treu! Eins sollst Du wissen: Dein Vater hat unsäglich unter der russischen Ehe gelitten. Sein Tod durch die Russen ist vielleicht eine Sühne dafür gewesen. Und bevor er auszog, nahm er mir das Versprechen ab, daß sein Kind nur deutsch sein darf.

Es segnet Dich zur Fahrt nach Deutschland und arbeitet für Dich Deine alte getreue Tante Awa.'

Es kam viel über mich.

Der Vater erschossen, die Mutter lebte - und Tante Awa. Es fiel mir wieder alles von Mutter ein. Alles Gute. Wie hätte ich sie gerade jetzt und nach allem Alleinsein gebraucht. Doch da stand ein Bild aus der Kindheit vor mir auf, wie die Mutter lachend unter den Russen saß, den Russen, die den Vater erschossen hatten, und ich hatte auch jene Russen vor mir, die uns in die Gefängnisse getrieben hatten.

Ich war Deutsche und hatte um mein Deutschtum viel gelitten und wollte darum weiterkämpfen.

Nun bin ich in Deutschland. Alles, was der gute Lehrer besaß, hatte er mir mitgegeben. Es reichte [114] für die Reise nach Deutschland und die ersten acht Tage."

Sie riß sich aus ihren Erinnerungen und dachte daran, daß sie Arbeit brauchte, und schrieb ihren Lebenslauf:

"Bin Tochter eines ehemaligen preußischen Offiziers und einer Russin. Meinen Vater erschossen die Roten. Ich mußte von unserem Gut fliehen und fliehe nun vor meiner Mutter, die aus mir eine Russin machen will.

Vier Jahre bleibe ich hier. Dann bin ich 21 und gehe zurück in die Heimat und arbeite auf

dem Restgut meiner Tante.

Elvira R."

Wahltag
Nacherzählt von Margarete Dargel

Endlich war der Wahltag da.

Nun konnte jeder Deutsche zeigen, ob er stark geblieben war und die deutsche Partei wählte oder mürbe geworden und zu Hause blieb. Daß auch nur ein Deutscher den Feind wählte, war ausgeschlossen.

Fieberhaft waren die Vorbereitungen gewesen. Der Vater war keinen Abend zu Hause geblieben. Alle Deutschen im Dorf und in der Nähe hatte er aufgesucht. Jeden noch mal einzeln überzeugt und sicher gemacht, bis dann alle versprochen hatten, bestimmt zu wählen.

Paul und ich hatten tüchtig dabei geholfen. Jeden Nachmittag hatte der Vater uns fortgeschickt mit Packen von Wahlzetteln, die wir einmal im Schulranzen versteckten oder im Brotbeutel, dann in der Gemüsetasche.

Hätten die Landfremden einmal die Taschen untersucht, wäre es dem Vater schlecht gegangen. Aber wir waren nie Wege gegangen, und in den Feldern und im Wald konnten wir uns gut verstecken. Da kannten wir uns weit besser aus als die fremden Beamten.

Nur einmal wäre es beinahe gefährlich geworden. [116] Wir wollten doch zu gern ein solches Plakat zur Erinnerung behalten. Nahmen deshalb eins aus dem Paket und versteckten es ganz unten in unserem Spielfach. Da war nun der kleine Peter drüber gekommen. Er spießte das Blatt auf einen Stock und marschierte im Hof nach dem Lied: "Alle Vögel sind schon da." Er ahmte es der landfremden Partei nach, die letzten Sonntag einen großen Umzug mit Musik gemacht hatte. Zum Glück kam der Vater dazu. Nahm seinen Sohn an einer Hand, zerknüllte das Papier in der anderen und rief uns danach in sein Zimmer.

Aber es war noch gut abgegangen. Kein Spitzel hatte das bemerkt. Und heute saßen alle ganz feierlich am Kaffeetisch. Mutter und Vater waren schon zur Ausfahrt fertig, als ein Motorrad vor dem Haus hielt. Zwei Polizisten stiegen aus und zeigten ihren Befehl:

Haussuchung wegen politischer Verdächtigung.

Vater machte ihnen aufgeregt klar, daß er erst zur Wahl müsse, dann könnten sie mit ihm machen, was sie wollten. Sie ließen sich auf nichts ein. Vater und Mutter mußten ins Haus zurück.

Stunde um Stunde suchten sie, aber nur oberflächlich Sie ließen sich viel Zeit dabei, bis wir beide im Dorf erkundschaftet hatten, daß überall Haussuchung war.

Da verstanden wir, was los war. Man wußte, daß [117] alle Deutschen wählen würden und verhinderte so den deutschen Sieg.

Bedrückt saßen wir Kinder zusammen. Nun war alles vergeblich gewesen. Was das Schlimmste war: Nun würde es nicht besser werden für Deutschland, wo man von der Wahl so viel erhofft hatte.

Wir mußten einfach helfen.

Aber nichts fiel uns ein. Wenn man sagen würde, daß die Rotbunte krank geworden wäre, oder sonst etwas passiert wäre. Doch dazu ließ man Vater gar nicht heraus.

Bis auf einmal der Peter ganz aufgeregt angelaufen kam, seinen Feuerwehrhelm aufgesetzt hatte, mit dem Holzschwert in die Luft schlug und bestimmte:

Wir machen Feuer, dann müssen alle rauslaufen!

Wir überlegten. Das Haus konnten wir nicht anstecken oder den Stall. Bis wir auf den Gedanken kamen, im Garten in den Kaninchenstall das Feuer zu legen. Das schadete nicht so viel, und der Rauch mußte gerade in das Zimmer schlagen, wo jetzt Vater und Mutter von den Polizisten verhört wurden. Zwei Stunden waren nur noch Zeit für die Wahl. Wir mußten uns also beeilen.

Paul trug die Kaninchen vorsichtig in die Futterkiste, denn ihnen durfte dabei nichts geschehen. Doch die Kaninchen wußten gar nicht, in welcher Gefahr sie [118] waren und trommelten ordentlich mit den Pfoten, wenn Paul sie nahm. Ich suchte Holz und steckte es zwischen den Kistendeckel, damit er nicht zuschlug und die Tiere erstickten. Peter fand sogar drei Stauden Löwenzahn für die Gefangenen.

Dann suchten wir alle ordentlich Stroh und Heu wie sonst zum großen Kartoffelfeuer und nahmen auch ordentlich Nasses dazu, damit es richtig schwelte. Peter schleppte sogar einen feuchten Wischlappen an.

Dann schlug das Feuer durch den Stall, der ganz voll Stroh steckte. Paul blies schaurig auf der Feuersirene, ich schrie grell: "Hilfe, Hilfe, Feuer!" Während Peter kreischte, daß man sich die Ohren zuhalten mußte.

Vater kam als erster heraus, übersah die Lage und sagte kurz zu den Beamten:

"Ich bin Brandwart und habe Polizeigewalt bei ausbrechendem Feuer!"

Er zog Helm und Jacke über und war verschwunden.

Dann ging alles sehr schnell.

Ehe noch die anderen wußten, wo es brannte, ließ er die Männer antreten, die alle in der freiwilligen Feuerwehr waren. Die Polizisten konnten nichts dazu sagen.

Vater fragte ganz betont: "Habt ihr auch alles bei euch?"

Dann ging es im Laufschritt zum Wahlbüro.

[119] So hatten wenigstens die Männer im Dorfe gewählt.

Überall sprach man von der Feuerwahl. Das gab den Deutschen wieder Mut und Zutrauen und auch einmal ordentlich zu lachen. Unsern Peter aber nannten wir nicht mehr den "kleinen Peter", sondern "Peter den Großen". Und diesen Namen hat er bis heute behalten.

In Haft
Nacherzählt von Margarete Dargel

Immer drei Stufen auf einmal nahm Friedel die Treppen hoch, schloß die aufgerissene Tür wieder sorgsam hinter sich und sagte atemlos, aber leise, denn Mauern und Fenster hatten hier tausend Ohren:

"Mutter - Mutter, ich darf nach Deutschland!"

Überrascht sah die Mutter in das glückliche Gesicht und sagte nur herzlich:

"Ich freue mich für dich, Kind. Ihr habt nun doch den Paß bekommen?"

"Nein, das nicht, Mutter", sagte das Mädel nun etwas zaghafter, "er wurde abgelehnt, aber..."

"Wie wollt ihr denn über die Grenze?" fragte die Mutter ernst.

"Vielleicht irgendwo. Jemand würde uns dann herüber rudern in der Nacht."

"Nein, Kind, das erlaube ich nicht. Nicht weil ich Angst habe, sondern weil das Mutwillen wäre und ich für dein Leben verantwortlich bin. Außerdem ist das auch falsch gehandelt."

"Die beiden andern meinten auch schon, daß wir das nicht dürften. Deshalb wollen wir am Markttag auf [121] Grenzschein herüber. Sie sehen doch nie so genau auf den Stempel. Da könnten wir nach drei Wochen beim Marktverkehr zurück."

"Ihr wagt alles", sagte die Mutter nur besorgt.

Friedel sah sie dankbar an. Sie wußte, Mutter würde nichts mehr dagegen sagen. Sie hatte doch eine gute, gute Mutter. Und hinaus war sie wieder.

Die Mutter ließ die angefangene Arbeit liegen. Die Sorgen waren über sie gekommen. Sie mußte noch einmal alles überdenken. Friedel war jetzt sechzehn Jahre und ihr letztes Kind daheim. Karl war weit weg in der Lehre. Das Geld reichte im Jahre nur zu einer Fahrt nach Hause, zur Weihnacht. Karl konnte sie nicht fragen. Die Deutschen unter sich hatten das Sprechen verlernt, aus Angst und Mißtrauen. Denn wußte man noch, wer von ihnen stark geblieben war in aller Not und Bedrückung. Sie konnte sich keinen Rat holen. Die Antwort mußte sie selbst finden.

Und die gab das Herz.

Sie hörte wieder die deutschen Glocken läuten, die jeden Feierabend einsangen, damals, als dieses Land noch deutsch war. Als sie fröhlich singend mit anderen Mädeln durch das

Dorf zogen und in übermütigem Tanz sich ihrer Jugend freuten. Was hatte ihr Mädel jetzt? Das deutsche Wort wurde heimlich gesprochen. Kein deutsches Lied klang bei der Jugend auf. Ja, sie durfte [122] nicht einmal zusammenkommen. Vor einem Monat hatte man die deutschen Sportvereine verboten, als letzte Vereinigung der Deutschen. Schwer war die Zeit für die deutsche Jugend und freudlos, und einmal sollte ihr Kind doch auch Deutschland erleben!

So gab die Mutter nach aus Liebe zum Kind und Treue zur alten Heimat. Sie wollte nicht der Angst achten, die nun drei Wochen lang jede ihrer Stunden beherrschen würde.

Die acht Tage bis zur Abreise vergingen wie im Fluge.

Was hatten die drei Mädel auch alles zu besprechen. Daß sie nicht zusammen durch den Schlagbaum gingen. Daß sie nur eine Einkaufstasche nahmen und das Allernotwendigste, aber ein großes doppeltes Schreibheft mit einem langen Bleistift, da sie jeden Tag genau aufschreiben wollten. Doch das konnten sie ja gar nicht wieder zurücknehmen, wenn die Beamten dann die Tasche durchsahen. Das Allerschönste war es, wenn man sich immer wieder vorstellte, was man dort alles erleben und sehen würde.

Die Mutter machte ihr frohestes Gesicht in diesen Tagen. Auch als Friedel fortging, die Gemüsetasche fest an beiden Bügeln gefaßt, nun doch ein wenig erregt.

Alle drei waren sie am Schlagbaum. Jede unter einem anderen Haufen von Bauern, als er endlich hochging. Friedel blieb zuletzt. Erika war schon drüben. Jetzt [123] zeigte Hilde ihren Schein, und nun kam der letzte Bauer vor ihr heran. Das Herz klopfte laut, und ihre Hand zitterte ordentlich, als sie den Zettel zum Stempeln reichte. Wie dumm eigentlich von ihr, wo alles so glatt ging. Der Beamte reichte ihr noch das Papier zurück. Was dann geschah, hat sie nie so recht begriffen.

Sie hörte nur ein "Halt!", wurde an beiden Armen gepackt, und dann wurde es ihr ganz schwarz vor Augen, weil es in den Schultern so schmerzte.

In einem dunklen Zimmer wachte sie auf. Wieder schmerzten die Schultern, die ganz fest bewickelt waren, so daß sie sich nicht rühren konnte. Sie wußte nicht, wie sie hierher gekommen war, und konnte auch nichts bedenken.

Nach einer Stunde begann das Verhör. Man wollte ihre Schwäche ausnutzen, um das Geständnis schneller zu erreichen.

"Warum wollten Sie auf die andere Seite laufen, als der Beamte 'Halt!' rief?"

Friedel dachte angestrengt nach, wie alles geschehen war, und kam zu keinem Ende. Dazu rauschte es immerfort in den Ohren, daß sie sich hätte auf die Bank legen mögen, so schwindelig war ihr.

"Warum wollten Sie fliehen?" hörte sie jetzt wieder die Stimme des Beamten, nun schon eindringlicher und ungeduldig.

[124] Ja, warum? dachte sie müde und nahm alle Gedanken zusammen, bis alles wieder deutlich vor ihr stand.

"Halt!" hatte man hinter ihr her gerufen, in dem Augenblick, als sie mit beiden Füßen auf

deutschem Boden stand. Wie ein Schlag traf sie dieses "Halt", als sie zum erstenmal auf deutsche Erde trat.

Sollte sie stehenbleiben? Das hätte sie wohl gemußt und wäre überlegt gewesen. Aber in ihr war nur ein Gedanke und ein Wunsch gewesen: Nach Deutschland! Da war sie gelaufen, den anderen nach - - nach Deutschland!

Sofort hatte man sie von hinten an den Armen gepackt und hart zurückgerissen, daß sich die Arme einmal in den Schultern drehten und alles rundum im Kopf ging.

Nun saß sie hier in Untersuchungshaft. Bei der Mutter könnte sie jetzt sein, wenn sie ruhig umgekehrt wäre. Und dann kam immer diese Frage, warum gerade sie zurückgehalten werden mußte. Die beiden anderen hatten noch einen Vater, der für sie sorgte, während ihre Mutter kaum das Brot aufbrachte für sich und ihr Kind. Die beiden anderen hatten ein froheres und leichteres Leben als sie, und jetzt waren sie auch noch nach Deutschland gekommen.

Über diese Enttäuschung brachte sie auch nicht die [125] Überlegung fort, daß es an der Grenze immer willkürlich gehandhabt wurde. Ohne Grund, aus reiner Schikane, trieb man oft die Deutschen zurück. Manch ein Bauer mußte sein Vieh kilometerweit zurücktreiben, um es am nächsten Markttag von neuem zu versuchen.

Das war alles kein Trost für Friedel.

Die beiden anderen waren in Deutschland! Heute würden sie schon mit deutschen Mädeln zusammen sein, würden Deutschland sehen, deutsch sprechen und am Abend um die Fahne stehen, die alle Deutschen gemeinsam hatten, und zu der sinkenden Fahne würde das deutsche Lied aufsteigen.

Es war nur gut, daß die Schmerzen immer da waren, da hatte man doch auch etwas!

Am nächsten Tage ging das Fragen wieder los. Etwas mußte sie angeben, um hier heraus zu kommen: Ja, ihre Tante wohne drüben. Da hatte sie zum Geburtstag hin wollen. Sie hatte sich so darauf gefreut.

Doch das glaubte man ihr nicht. Schließlich ließ man sich für einen Geburtstag nicht die Arme auskugeln.

Am dritten Tage wurde sie wieder verhört:

Ob mit ihr nicht noch zwei Mädel auf Geburtstag gehen wollten? Ob die vielleicht drüben geblieben sind, da man sie nicht mehr gesehen hatte.

Eine schreckliche Angst packte da Friedel.

[126] Hatte sie durch ihre Unüberlegtheit die beiden anderen mit in Gefahr gebracht? Daß sie über die Grenze gegangen waren, konnte leicht festgestellt werden. Sie gab deshalb zu, daß die beiden drüben waren, aber nicht mit ihr zusammen.

Nun fand sie keine Ruhe mehr. Wie sollten die Mädel zurück, wenn man sie jetzt schon suchte. Auf Grenzschein kamen sie nun nicht mehr durch. Sicher waren ihre Häuser auch schon durchsucht.

Sie sah auf einmal das Gesicht ihrer Mutter vor sich, das vor Not ganz klein geworden war und deren Haar nun bestimmt noch mehr weiße Streifen bekommen hatte.

Diese letzte Nacht war furchtbar. Viele hätte sie nicht mehr durchhalten können.

Am nächsten Tag entließ man sie mit dem Vermerk: "Verdächtig", ohne dafür einen Beweis gefunden zu haben. Auch diesmal lief sie, so schnell es gehen wollte, die Treppen hoch zur Mutter. Diese nahm ihr Kind in die Arme und ließ es tüchtig ausweinen.

Zweimal in der Woche mußte sie sich auf der Polizei melden. Immer wieder stellte man die Frage nach den beiden Freundinnen. Sie seien bei Verwandten im Norden des Landes, erhielten sie regelmäßig zur Antwort. Dasselbe sagten die Eltern von Erika und Hilde aus.

[127] Es waren fürchterliche Wochen für Friedel. An jedem Markttag trieb es sie zum Schlagbaum hin, um die Mädel von ihrem Unglück abzuhalten. Zu anderer Stunde stand sie am Ufer und erfand und verwarf Pläne, die jene Mädel da drüben retten sollten. Einen Weg aber sah sie nicht.

Bis dann eines Tages beide vor ihr standen und Friedel es gar nicht begreifen konnte.

"Ja, wie?" lachten die beiden anderen. "Es gibt doch auch von drüben Grenzscheine. Da haben wir auf einen Tag gewartet, wo ordentlicher Betrieb war. Uns hat niemand erkannt, so echt sahen wir aus." Beide mußten noch jetzt lachen, als sie daran dachten.

Nach einigen Tagen saßen die drei geschützt in einer Sandkuhle weit draußen vor dem Wald. Ganz wehmütig hörte Friedel zu. Doch sie war schon dankbar, daß sie alles einmal erfahren durfte, wie es richtig war.

Stolz aber war sie, als die Mädel ihr die Abschiedsworte der deutschen Mädel sagten:

"Was eure Friedel litt, um einmal nach Deutschland zu kommen, wird uns deutschen Mädeln immer Vorbild sein. Ihr sollt wissen, daß wir euch nicht vergessen in eurem Kampf da drüben. Wir werden immer an euch denken, und das wird euch helfen, tapfer zu bleiben."

Mädel im Moor
Nacherzählt von Margarete Dargel

Es war im Jahre 1934, zu jener Zeit, als überall in Deutschland die Einheiten des BDM. gegründet wurden.

Da kam auf die Dienststelle des BDM. ein Brief, der den Stempel eines Grenzdorfes im Nordosten der Provinz trug:

"Wir haben im Sommer so viel Arbeit, daß uns keine Zeit mehr für den Heimabend bleibt, deshalb bitten wir um Dienstbefreiung bis zum Ernteschluß."

Nachdenklich nahm ihn die Führerin immer wieder auf, bis sie endlich unwillig als Antwort schrieb, daß sie in der nächsten Woche an einem bestimmten Tage dort sein würde.

Es war doch schließlich allerhand, daß die jüngste Mädelschaft, die erst zwei Monate bestand, jetzt schon Urlaub verlangte.

So fuhr die Führerin auch in der Absicht ab, den Mädeln ordentlich die Meinung zu sagen und den Geist dieser Mädelschaft zu bessern.

Aber ihre Stimmung wurde bereits eine ganz andere, als sie nach langer Fahrt auf der Fahrstraße den stillen Weg in das Moor abbog.
[129] Schnurgerade lief er durch das Moor, und man sah es, daß er eigens durch die Wildnis gelegt war, um diese stille Welt mit der lauten zu verbinden. Zu beiden Seiten der Straße liefen Gräben voll stehendem, schwarzen Moorwassers, auf denen wie weiße Teller die Wasserrosen lagen und an deren Rändern die lichtgelben Schwertlilien blühten. Kein Weg ging nach links oder rechts ab, nur schmale Jägerpfade führten über die Gräben in das Moor hinein.

Das stand bedeckt mit seinem üppigsten Sommergrün. Die niederen Erlen und schlanken Birken ließen ihre harten, saftig grünen Blätter in der Sonne glitzern, und das Wollgras staubte in dicken Flocken über die Gräser. Hätten nicht überall die schwarzen Moorlöcher hindurchgesehen, wäre man am liebsten in dieses Grün gelaufen, das so rein dastand. Aber über dem Gras tanzten nur die Mücken in Schwärmen und gaben dabei den singenden Ton ab, der hoch den ganzen Weg entlangzog.

Eine Stunde dauerte schon diese Fahrt auf dem Moorweg, und kein Mensch war zu sehen gewesen. Nur einmal trabte die Postkutsche vorbei, die hier noch fährt, beladen mit Paketen und Körben, und den Bock besetzt mit zwei Mitreisenden. Der Kutscher grüßte und war bemüht, mit der Peitsche dem Pferd die Bremsen zu wehren.

Erst nach zwei Stunden war dieser Weg zu Ende, er [130] bog ab und führte nun an einem breiten Graben entlang, auf dem die Fischerfrauen Kähne mit Heu beladen mit langen Stangen ins Dorf stakten.

Das Dorf machte einen überraschenden Eindruck.

Es liegt mit seinen Häusern und Ställen zu beiden Seiten des Flüßchens, das ruhig zum Haff geht. Langsam ziehen auf ihm die flachen Keitelkähne zum Fischfang aufs Haff hinaus und lassen die rotweißen Bänder an den bunten Wimpeln wie zum Gruß flattern.

Dicht am Ufer, zu beiden Seiten des Flusses, stehen aneinandergedrängt die Ställe, die hier weniger für das Vieh, als für die Fischereigeräte da sind, und die vor allem als Bootsspeicher dienen. Gleich hinter dem Stall, vom Fluß aus gesehen, liegt das Wohnhaus, vom Stall getrennt durch die Uferstraße. Mit seiner Längsseite steht es zur Straße, gebettet in Grün, aus dem nur die dunklen Strohdächer sehen, mit dem uralten Schmuck am Giebel. Heilige Symbole hüten hier das Haus: dort kreuzen sich zwei Pferdeköpfe über dem Giebel, hier trägt er zwei Schwanenköpfe, woanders zwei Fische.

Die Führerin hatte bei allem Schauen vergessen, warum sie in dieses Dorf gekommen war und wurde durch den herzlichen Gruß zweier Mädel aufgeschreckt. Die nahmen sie gleich zum Essen in eines jener alten Fischerhäuser mit und machten sich dann auf zu den arbeitenden Mädeln im Moor.

[131] Gleich hinter den Häusern lagen die Felder, die man dem Moor, das bis an das Haff reichte, abgerungen hatte.

Sie waren nicht viel größer als anderswo die Bauerngärten und waren auch wie diese eingeteilt. Die Beete standen gleich frisch aufgeworfenen Grabhügeln eins ans andere gereiht, zwischen denen in tiefen Gräben das schwarze Moorwasser stand. Und über den Wassern tanzten die Mücken in dichten Säulen bis in die Höhe der Baumkronen herauf. Stechend stieg der Geruch von dem üppigen Zwiebellauch und den vertrocknenden Gurkenblättern aus den Beeten. Darüber brannte die Sonne, daß die Luft zu zittern begann.

In dieser Sonnenglut arbeiteten in schweren Holzschuhen und mit großen Hüten die Mädel. Die einen behäufelten mit der schweren Erde die Kartoffeln, in denen das Unkraut üppiger stand als die Aussaat. Die anderen sammelten die Zwiebeln und Gurken in große Körbe, die sie vor die Schuppen trugen, vor denen schon die alten Mütterchen saßen und die Zwiebeln zum Trocknen auslegten.

Auf dem abgeernteten Land zogen die Frauen den Pflug - die Männer waren beim Fischfang - und trieben die Pferde zum mühseligen Gang im Moor an. Die Pferde trugen Holzschuhe an den Hufen, damit sie nicht im Moorboden einsanken.

[132] Bis in die große Mittagsglut hinein ging die Arbeit unentwegt. Die einen waren bleich geworden, die anderen glutrot, und immer, wenn sie sich aufrichteten, verschwamm es ihnen vor den Augen. Die Hitze, die unerträglich war, machte ein Arbeiten unmöglich, und doch mußte sie geschafft werden.

Lautlose Stille lag über den Feldern, nur manchmal wieherte ein Pferd beim Stechen der Bremsen, gegen die sich die Menschen kaum noch wehrten.

Die Mädel waren erschöpft, und es fiel kein Wort beim Mittagsmahl. Es war auch nur kurz, denn das Haus mußte besorgt werden. Danach ging es auf den leichten Kähnen hinaus zum Haff, um die Väter zu erwarten und den Fang zu bergen.

Die zogen gerade ihre Kähne an den seichten Uferrand, und die Mädel liefen mit den Körben und Säcken herbei, um die Fische aus den Netzen und Booten zu lesen.

Oft wechselten die Väter nur die Netze und zogen zur Nacht noch mal zum Fang. Dann standen die Mädel beim Morgengrauen wieder an den Booten und ruderten die Fische heim. Die Nacht, die vom späten Abend bis frühen Morgen schon so kurz war, wurde dann noch gebraucht zum Netzeaufhängen und -flicken, oder der frühe Morgen zum Trocknen und Räuchern der Fische. Es galt, die vier bis fünf Sommermonate, die so schwere Ernte zu Land [133] und Wasser brachten, zu nutzen. Dabei wurden die Arbeitsstunden so lang und die Ruhestunden so gering.

Als die Führerin im Morgendämmern die beiden Mädel wieder aufbrechen hörte, schämte sie sich ihres Schlafens und vor allem ihrer Anmaßung. Sie war hergekommen, um zu strafen und zu lehren was Pflicht sei und fand sie schon bis zum Äußersten erfüllt. Sie kannte kein Tagewerk eines Mädels, das beim Sonnenaufgang begann und vor dem neuen manchmal erst beendet war und dabei so harte Arbeit brachte.

Und an diesem Kampf um das tägliche Brot hatte das Schicksal nicht einmal genug.

Es hatte dem Menschen hier noch einen anderen auferlegt.

Der Fluß, auf dem sie fuhren, ehemals deutsch von der Quelle bis zur Mündung, war nun Grenze, und es stand Gefängnis darauf, wenn man seine Mitte überfuhr. Aber von dem anderen Ufer kamen viele herüber, die Vorteile brachten und Erleichterung, wenn man ihr Geld annahm und dafür etwas vom Deutschtum abgab. Man bekam dafür gerade das, was man oft so notwendig brauchte und doch durfte man es nicht annehmen.

Der Kampf um Leben und Brot war schwer.
Noch schwerer der um sein Volkstum.

Aber er wurde so sicher und zäh gewonnen, wie all- [134] jährlich die Frucht aus den Wassern und Sümpfen und der Fang aus der See.

Die Menschen hier standen in ewigen Diensten der Erde, des Meeres und des Volkes.

Und so war es müßig, mit ihnen über "Dienst" zu sprechen. Sie hatten ihn schon Generationen hindurch gelebt.

Engelke
Nacherzählt von Margarete Dargel

Immer blieb Engelke im Haus, wenn draußen hinter der Düne die Wellen hochsprangen und wie wilde Pferde über das Wasser galoppierten. Sie wußte wohl, daß die Wellen einen nicht niederreiten konnten, wenn man oben am Dünenkamm stand, da sie sich alle im weißen Sand zu Tode rasten. Aber ihr Donnern klang wie jenes in den roten Nächten, als die wilde Jagd durch die masurischen Dörfer jagte. Deshalb ließ sie ihre Gespielen allein dort oben im rauchenden Sand. Die zogen mit Jubeln die schweren Holzstämme vom Strand hinauf und hoben eifrig die gelben Tangketten hoch, um den goldenen Bernstein zu finden. Sie hatten ihre dichten Ölmäntel an und den spitzen Südwester und zitterten vor Freude von dem wilden Springen vor den Wellen und der Gier nach dem Meeresgold. Weit tiefer im Wasser, bis zum Rand der langen Stiefel, standen die Väter mit großen Köchern, griffen tief in den aufgewühlten Tang und warfen den Inhalt weit hinter sich auf den Sand. Und wie Möwen auf einen toten Fisch, stürzten die Kinder auf die Tangberge. Da gab es unzählige Stücke Bernstein, vom Honiggelb bis zum Buchenrot, oft schwarz verkrustet und [136] unkenntlich. Die größeren Kinder sammelten sie sorgsam in ihre Beutel, während die Kleinen sich die Muscheln holten, oder Steine, die vom Wasser besonders bunt glitzerten. Keines von ihnen mochte jetzt ins Haus. Das war viel schöner als die Fische aus den Netzen lesen, wie sie es allabendlich taten, wenn die Väter vom Fang zurückkamen.

Nur Engelke ging heim, schnell und ängstlich und hielt sich mit beiden Fingern die Ohren zu. Sie konnte dies Donnern der Wellen nicht hören, das sie immer wieder an jene Schreckensnächte erinnerte, als die Russen durch die Dörfer rasten. Sie setzte sich dann an die Wiege des Kleinsten und schaukelte ihn zur Ruhe. Denn auch die Kleinen konnte sie nicht weinen hören, da sie genau so elend jammerten wie ihr Brüderchen in jener Nacht, als die Russen die Flammen in ihr Dorf warfen und alles Lebende vor sich hertrieben.

Jene Nacht war es eben, die sie nie verwinden konnte und die ihr Leben so gewendet hatte.

Sie war nämlich gar kein Fischerkind wie alle hier, obwohl sie so strohblond war wie sie und helle Augen hatte.

Sie stammte von einem der vielen Seen in Masuren, dessen Namen zu sprechen sie damals noch nicht gelernt hatte. Sie wußte nur noch, wie still er war, zum Unterschied zu der großen See, und daß man weit, ganz weit [137] in ihn hineingehen konnte und weiße Muscheln in seinem Sand vergraben waren. Und daß der Kahn im Schilf stand und es raschelte, wenn er in das Wasser gestoßen wurde. Viel mehr konnte sie nicht sagen vom See und Heimatort, und mehr würde sie in ihrem Leben auch nicht davon erfahren.

Es stand sehr traurig um Engelke, und das hing mit jener Nacht zusammen.

Und die war so gewesen.

Sie konnte sich noch erinnern, daß eines Tages im Dorf alle Leute zusammenstanden, ihre Kinder bei der Hand hielten und immer von den Russen redeten. Es wurde an diesem Tage nichts geschafft. Nur am Abend kam der Befehl, daß morgen alle Wagen zur Flucht fertiggemacht werden sollten. Die Kinder wurden früh ins Bett gesteckt, nur die Mutter packte und kramte in die Nacht hinein - Vater war schon lange im Krieg -, bis auch endlich sie das Licht löschte und sich hinlegte.

Es kann nicht mehr lange danach gewesen sein, als sie alle aufschreckten und voller Angst in die Nacht hörten. Da stürmte es draußen wie die wilde Jagd. Selbst die Mutter fing an zu zittern. Pferde rasten durch das Dorf, und ungeheuerlich donnerte ihr Hufschlag auf dem unebenen Pflaster. Es kam heran und ebbte ab, immerzu und immerzu, als wenn brandende Wogen das Dorf fortspülen wollten.

[138] Und die letzte packte es auch.

Der letzte Trupp Reiter sprang ab, warf das Feuer in die Häuser, und jammernd liefen alle aus ihren Wohnungen. Einzelne Russen stellten sich vor die brennenden Häuser und schlossen die Türen, so daß man das Schreien der verbrennenden Menschen hörte. Andere sprengten zwischen die Fliehenden und trennten die Kinder von den Erwachsenen, noch ehe der Zug der Flüchtlinge sich geordnet hatte. Als er sich in Bewegung setzte, rief dort eine Mutter nach ihrem Kind, und hier jammerten Kinder nach ihren Müttern. Aber es gab kein Her und Zurück. Eng zusammengetrieben, immer sechs zu einer Reihe zusammengebunden, ging der Marsch los, geführt von Russen und bewacht von Kosaken mit aufgepflanztem Seitengewehr. Alles Weinen ging allmählich unter im Schritt der Wandernden.

Es war schon ein Elendszug.

Todesqualen litten die Mütter, die ein Kind vermißten, und wimmernd stolperten die Kinder, deren Füße nicht mitkonnten und die vom Schlaf befangen waren.

Engelke hatte eine Hand in der der Nachbarin, die ihr schlafendes Kind im Arm trug. Alles Weinen half ihr nichts, sie mußte mit, Stunden um Stunden. Es gab kein Ausruhen, nur Kolbenstöße für die Zögernden.

Bis endlich der Zug stoppte und die Russen und [139] Kosaken mit lautem Geschrei fortliefen. Sie waren auf eine Wagenkolonne von Flüchtlingen gestoßen, über die sich die Russen gleich plündernd hermachten, währenddessen die Gefangenen sich losrissen und davonliefen, um nur von ihren Peinigern freizukommen.

Auch Engelke war mitgelaufen, aber wohl nicht schnell genug, und hatte bei dem heillosen Durcheinander die Nachbarin verloren.

So kam es, daß sie später von der Wagenkolonne mitgenommen wurde, als niemand zurückkam, um das Kind zu holen. Sie zog mit in die nächste Stadt, und niemand wußte, wohin mit ihr. Fremd und verängstigt saß sie im Kreis der Flüchtlinge, die ihr Schicksal berieten. Sie konnte auf ihre Fragen, wie sie heiße und woher sie stamme, keine Antwort geben. Als sie dabei zu sehr auf Engelke einsprachen, fing sie bitterlich zu weinen an.
Die Flüchtlinge konnten das Kind nicht bei sich behalten. Sie hatten selbst keine Bleibe und großen Mangel an Lebensmitteln. Deshalb gaben sie das Kind an die Flüchtlingsfürsorge ab, die zwei große Sammellager in Königsberg und Cranz eingerichtet hatte.

Engelke kam nach Cranz und war dort mit hundert anderen Kindern zusammen. Wenn ihnen auch nichts fehlte, so war ihr Elend doch unsäglich. Die Kinder verlangten nach ihren Eltern, und alle Fragen am Tage galten Vater und Mutter. Kein Spiel und keine Freu-[140] den konnten ihre Not vergessen machen. Das Schlimmste waren immer die Abende, wo erst ein Kind anfing, nach den Eltern zu jammern, und alle anderen einfielen. Gut hatten es nur die ganz Kleinen, die Vater und Mutter vergessen hatten und dankbar die Liebe der Pflegenden annahmen.

Viele der Kinder wurden nach Monaten abgeholt, und traurig blieben die anderen zurück und warteten von Tag zu Tag vergebens, immer mit der Angst im Herzen, daß die Eltern nie mehr wiederkommen könnten.

Engelke wartete so ein Jahr. Danach wurde es zum Fischer Komm aus Cranz in Pflege gegeben. Und weil es so aussah wie ein Engelchen und auch so unvermutet ins Haus gekommen war, nannten die Fischerleute es "Engelke".

Engelke Komm hieß es jetzt und wurde ein Fischerkind.

Aber doch kein so rechtes, wie wir sahen.

Sie wurde auch kein frohes Kind und war voller Unrast, weil sie immer auf der Suche war nach den Eltern und der Heimat und ihrem Namen, der eigenstes Gut des Menschen ist und ein Teil seines Seins.

So fuhr sie denn jedes Jahr zweimal, wenn die Fische zum Markt gebracht wurden, nach Königsberg und erkundigte sich auf der Landesstelle des Flüchtlingsdienstes nach ihren Eltern. Aber niemand hatte nach ihr [141] verlangt. Es gab keinen mehr in der Welt, der sie vermißte. Denn Vater und Mutter mußten wohl tot sein, wenn sie nicht ihr Kind suchten.

Das war dann jedesmal eine traurige Heimfahrt, und sie mußte ihre Tränen ordentlich vor den Pflegeeltern verbergen, damit sie nicht undankbar erschien.

Heimlich ging sie auch jede Woche einmal zum Lehrer, um nach den Zeitungen zu fragen, die dann und wann noch Anzeigen brachten, in denen Verwandte gesucht wurden.

Dann sagte der Lehrer wohl immer zu ihr:

"Nein, Engelke, auch diesmal ist nichts."

Und wenn sie dann den Kopf senkte, strich er ihr über das Haar und sagte:

"Engelke, tapfer sein!

Unser Schicksal ist die Grenze!

Zu allen Zeiten verloren hier die Menschen ihr Leben und Land, und doch verloren wir nie unsere Heimat.
Aus dem Leid, das jede Jugend und so auch ihr erlebtet, wuchs neue Kraft tausendfältig.

Das Schwert, das immer geschiffen wird, bleibt scharf, und das immer gehämmert wird, bleibt stark. Darum möge die Glut, die gewonnen ist aus unserer Not, in diesem Lande nie ausgehen, denn in ihr liegen die Schwerter des Landes bewahrt, bereit, auszufahren gegen den Feind."

Totenfeier
Von Trude Bürkner

Junge Deutsche aus dem Osten unseres Landes grüßen die toten Soldaten des großen Krieges und verpflichten sich, ihr Erbe zu hüten und weiterzugeben an die nächste Generation, damit zwei Millionen Deutsche nicht umsonst gefallen sind.
Trude Bürkner

Wer im Gedächtnis seiner Lieben lebt -
Der ist nicht tot - der ist nur fern -
Tot ist, wer vergessen wird!

Ostpreußen. - Nacht ist's am Schwenzaitsee. Der Westwind kommt und rauscht in den Kiefern auf dem Heldenfriedhof - verhallt im dürren Laub der Eichenkränze am einsamen Kreuz - sacht heben sich die seidenen Schleifen. -

Jäh leuchten die Fackeln aus der Nacht - schweigend kommen junge deutsche Menschen - ihre Toten des großen Krieges zu grüßen. - BDM.-Mädel und Hitlerjungen, Führerinnen und Führer aus dem ganzen deutschen Osten sammeln sich um das hohe Holzkreuz des Heldenfriedhofs.

Totenstille - weit schweift der Blick über die masurische Landschaft.

Vor zwanzig Jahren tobte hier der Krieg - die [143] masurische Winterschlacht, die in bitterster Kälte durchgekämpft wurde - steht wieder vor uns auf. Ringsum liegen Soldaten, die in diesen Kämpfen für ihr Land ihr Letztes gaben. Sie errangen den Sieg - Ostpreußen wurde frei vom Feind.

Ernst und schwer schwingt es über die Gräber hin:

"Kein schöner Tod ist in der Welt -
als wie vom Feind erschlagen."

Und dann klingen die Stimmen der Mädel und Jungen. In Sprechchor und Lied hören wir

ihre Trauer - ihr Hoffen - ihren Trotz. -

Sieghaft steht Altendorfs Lied vor uns:

"Der Himmel blau und die Erde braun,
eure Gräber und Kreuze, die mahnen.
Und wieder vom Turm klingt die Glocke Sturm -
nun tragen wir eure Fahnen!"
Eine Führerin spricht. Von dem Sterben unserer Soldaten - von dem Sinn ihres Todes - von dem Erbe, das wir hüten sollen.

Langsam gehen drei Mädel zum Kreuz - die jüngste Gauführerin trägt den großen, schlichten Tannenkranz mit den Farben der HJ. Zwei auslandsdeutsche Mädelführerinnen gehen ihr zur Seite.

Schweigend grüßen Mädel und Jungen.

Und dann tönen Stimmen, künden von dem harten [144] Willen der jungen Generation - von der leidenschaftlichen Einsatzbereitschaft für ihr Land und ihr Volk.

Die Not der Grenze steht da - anklagend - fordernd!

Und "ja" jubeln die Stimmen - "Alles für dich - Deutschland - Vaterland."

Eine kurze Weile des Schweigens, des Besinnens - dann hallt es weit über das schlafende Land - Schenkendorfs Lied:

"Wenn alle untreu werden -"

und wie ein Schwur sind die letzten Worte:

"Wir woll'n das Wort nicht brechen,
nicht Buben werden gleich -
woll'n predigen und sprechen
vom heil'gen deutschen Reich!"

Noch ein Gruß an den Führer - schweigend rücken die Gruppen ab.

Junge Deutsche aus dem Osten unseres Landes haben die toten Soldaten des großen Krieges gegrüßt und sich verpflichtet, ihr Erbe zu hüten und weiter zu geben an die nächsten Generationen, damit es nicht umsonst geglaubt worden ist von zwei Millionen Deutschen:

"Wir alle, die im Kampf gefallen sind -
sterben erst mit dem letzten deutschen Kind!"